Ph.sp.
937

Ph. Lg. 937

Wenzel

Philos. Anthrop. Instit. 1549.

R

Grundzüge

einer

pragmatischen Anthropologie

entworfen

von

Ernst Wenzel,

Privat-Lehrer der Philosophie.

Göttingen. 1807.

Bey Heinrich Dieterich.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

So wenig ich mir zutraue, neue Ansichten über einen Gegenstand zu eröffnen, in dessen Untersuchung so viele würdige und geistvolle Männer nicht nur unsrer Nation, sondern auch des Auslandes vor mir eingegangen sind, so wage ich es doch nach ihnen meine Forschungen darüber unbefangen dem Publicum mitzutheilen, da ich nichts weiter, als meine Theilnahme an einem edeln und gemeinnützigen Interesse dadurch zeigen will. Ich würde sie länger zurückbehalten und reifer haben werden lassen, wenn nicht der herrschende Ton unsers Zeitalters, in welchem man nicht mehr das vollgültige Bürgerrecht in der litterarischen Republick zu haben scheint, wenn man noch in keinem Meßkatalog erschienen ist, meine Maxime nach sich gestimmt hätte, und ich zum Behuf einer angekündig-

ten Vorlesung meinen Zuhörern einen Leitfaden hätte in die Hände geben wollen.

Ungeachtet nun das Letztere mein Hauptzweck dabey war, so suchte ich doch den Umfang meines Wirkungskreises über die Schule zu erweitern, da ich es vorzüglich mit einer Materie zu thun hatte, welche für Jedermann nicht nur an sich höchst anziehend, sondern auch wegen ihrer eigenthümlichen Behandlungsart, weil sie nur Thatsachen aus der Erfahrung nehmen und allenfalls Hypothesen darüber aufstellen darf, faßlich genug ist. Ich weiß, wie wenig dieß Streben mir gelungen sey; doch hoffe ich mit gleicher Zuverlässigkeit, daß die, welche billig zu richten gewohnt sind, der guten Absicht an sich ihre Achtung nicht versagen und den ersten Versuch ihrer Ausführung nach dem ihm als solchen zugehörigen Maaßstabe beurtheilen werden.

Um so mehr fühle ich mich aber verbunden, über Alles, was in gerechten Anspruch genommen werden könnte, selbst Rechenschaft

zu geben, vornämlich über die mangelhaften Seiten meiner Arbeit. Man wird nicht durchaus die strenge Einheit darin finden, welche ich ihr hätte geben sollen, und zu geben gewünscht hätte. Doch glaube ich, daß es weniger den Grundsätzen selbst, als ihrer Darstellung daran fehlen dürfte, und hinlänglich bey denjenigen entschuldigt zu seyn, welche einsehen, daß ungeachtet aller anscheinenden Leichtigkeit, einem Gegenstande die schickliche Form zu geben, gerade dieß eine der schwierigsten Aufgaben sey, deren Lösung weniger von uns selbst, als von Naturkräften, die in Niemandes Gewalt stehen, abhängt, und daß eine gespannte Aufmerksamkeit, welche sich Nichts, was in ihren Gesichtskreis gezogen werden möchte, entgehen lassen will, vielleicht am meisten dazu beytrage, den natürlichen Zusammenhang des Gedachten hie und da zu verlieren. Nicht weniger wird man in vielen Stellen über Dunkelheit, oder ungleiche Vertheilung des Stoffs klagen. Was nun jene betrifft, so dürfte sie hier zuweilen aus dem Bemühen,

das Nothwendige in eine gedrängte Uebersicht zu bringen, entstanden seyn, welches ich nicht nur dienlich fand, um der Sache mehr Licht zu geben, sondern auch der Achtung gegen Selbstdenkende schuldig zu seyn glaubte; in einer gewissen Rücksicht aber wird sie ein unvermeidlicher Fehler jedes Schriftstellers, weil ihm, da er mit seinem Gegenstande vertraut seyn soll, durch öftere Wiederhohlung der Resultate seiner Principien jene am Ende so geläufig werden müssen, daß er sie auch ausser der Verbindung mit diesen für klar genug hält. Sollte aber mancher wichtige Abschnitt zu kurz, manches Unbedeutende dagegen zu weitläuftig behandelt worden seyn, so schreibe man dieß einerseits der Unvollkommenheit eines ungeübten Forschers zu, welcher die ganze Reihe von Lehrstücken, die die Wissenschaft ausmachen, noch nicht oft genug in ihrem Zusammenhange übersehen hat, um auf jeden Theil im Verhältniß zu den übrigen das richtige Gewicht zu legen; theils einer, ohne Scheu zu gestehenden Schwäche des Temperaments, welche bey wechselnder

Gemüthsstimmung das Interesse der Person mit dem der Sache zu vermischen leicht geneigt macht.

Uebrigens wird man es billigen, da ich nicht bloß für den akademischen Unterricht schreiben wollte, daß ich nicht die compendiarische Form gewählt, und daher einerseits durch pragmatisirende Darstellung ihre Trockenheit zu vermeiden gesucht, andererseits mich nicht an die scholastische Strenge in Verknüpfung der Materialien gebunden, und das allgemein Bekannte der Ergänzung durch mündlichen Vortrag überlassen habe. Es ist doch, wie mir däucht, eine deutliche Uebersicht von dem Ganzen der Wissenschaft gegeben worden, oder ich bin mir wenigstens einer redlichen Beeiferung darnach bewußt, und mehr, als dieß, ist nicht nöthig, weil sonst dem Leser Nichts zu denken, und dem Lehrer Nichts zur Erklärung hinzuzusetzen übrig bleibt. Nur die Uubestimmtheit der zum Grunde liegenden Ideen und das Beschränkte der Gesichtspunkte ist es, was ich selbst am meisten ver-

misse, und weßhalb mir vorzüglich die Nachsicht eines Verehrungswerthen Publicums zu erbitten obliegt. Fortgesetztes Nachdenken und Beobachtung werden sie, hoffe ich, erweitern, und es soll mir Nichts angelegener seyn, als, wo ich begangene Fehlschlüsse entdecke, sie zurückzunehmen, und das Mangelhafte vollständiger zu machen, da die Beförderung des Wahren und Guten das Hauptziel meiner Bemühungen ist.

Mit diesen Versicherungen und der aufrichtigsten Hochachtung empfiehlt sich allen hiesigen und auswärtigen Freunden der Wissenschaften

Göttingen,

im April, 1807.

der Verfasser.

Einleitung.

Der Mensch hängt mit zwey Welten, einer übersinnlichen und sichtbaren zusammen, deren Caussalitäten beide innigst in ihm verbunden sind, und sein Wesen ausmachen. Er läßt sich also auch von doppelter Seite in umgekehrtem Verhältniß betrachten, einmal im Aufsteigen von der Sinnenwelt zu einer höhern Ordnung der Dinge, und sodann wieder im Rückgange von dieser zu jener. Er ist weder eine reine Intelligenz, noch ein bloßes Sinnenwesen. Mithin muß sein Unterschied von beiden eben darin liegen, daß in ihm keine der gedachten Naturen rein, sondern mit der andern vermischt, d. i. ihre Wirkung durch sie beschränkt ist.

Vergleichen wir ihn nun erst mit den übrigen Gliedern in der Reihe der Natur-Wesen, an die er zunächst sich schließt, d. i. der belebten, so ist seine Eigenthümlichkeit das Vermögen des Denkens und die auf dieselbe sich gründende Freiheit des Willens. Denn es kann eben so wenig jenes Vermögen Statt finden, wo die Sprachfähigkeit gänzlich zu fehlen scheint, oder doch Hindernisse ihrer Entwicke-

lung sich finden, als sich die beobachteten Erscheinungen in der thierischen Welt, welche man aus demselben hat erklären wollen, und die nichts weiter als ähnliche Wirkungen, wie Verstand und Vernunft sie hervorbringen, sind, mithin auch nur ähnliche Ursachen voraussetzen, sich befriedigend auf den niedern Zweig des Erkenntniß-Vermögens zurückführen lassen. Wenn aber erwiesen ist, daß die Thiere des Gebrauchs dieser höhern Geisteskräfte ermangeln, so kann ihnen auch Freiheit selbst in dem eingeschränkten Sinne, in welchem sie dem Menschen zukommt, nicht eingeräumt werden, weil sie ohne Persönlichkeit wenigstens nicht gedacht werden kann, wenn auch diese allein noch nicht zu derselben hinreichen sollte, Persönlichkeit aber nicht da seyn kann, wo das scheinbar handelnde Wesen ein bloßes Spiel äußerer Naturkräfte, (des Instincts) ist.

Von der andern Seite betrachtet, in wie fern er für unsern Erfahrungskreis die Reihe vernünftiger Wesen anfängt, ist der Mensch eine endliche, d. i. in den Wirkungen ihrer Caussalität, und zwar durch sinnliche Bedingungen eingeschränkte, Vernunft. Diese Caussalität ist von doppelter Art, entweder ein gegebnes Daseyn bloß zu bestimmen, oder ein solches durch Bestimmung eines gegebnen zu erzeugen, und in der einen Form so abhängig, als in der andern, nicht bloß in Anse-

hung der Möglichkeit, sondern auch Beschaffenheit ihrer Handlungen; indem sie ohne einen durch Sinne ihr gegebnen Gegenstand gar nichts hervorbringen, und, was die Art ihrer Producte betrifft, nichts mehr als die formale Bestimmung derselben aus sich erzeugen kann, alles aber, was zum Inhalte derselben gehört, d. i. real ist, auch nur innerhalb der Grenzen des Realen, entspringen kann.

Mithin sieht sich der Mensch von allen Seiten in einer nothwendigen Wechselwirkung mit den Dingen außer ihm begriffen, und so wenig er, wie das Thier, von aller innern Bestimmung seiner Veränderungen ausgeschlossen ist, so wenig darf er sich ein Vermögen absoluter und durchgängiger Selbstständigkeit anmaaßen.

Wenn demnach die menschliche Natur sowohl ihrem Grundwesen, als besondern Verhältnissen nach in einer zusammenhängenden, wohlgeordneten Reihe von Betrachtungen dargestellt werden soll, so wird, wenn auch ein theoretischer Beweis jener Verbindung zwischen reiner Vernunft und Sinnlichkeit, oder Freiheit und Natur, die sich überall in ihm ankündigt, nicht möglich, und für die praktische Bestimmung, welche die Anthropologie hat, eben so wenig nöthig seyn sollte, doch eine nähere Bestimmung dieses Zusammenhangs im Allgemeinen hier ihre rechte Stelle finden, weil er es ist,

der allen Erscheinungen unsers Gemüths zum Grunde liegt. Da aber diese sämmtlich in zwey Haupt-Klassen sich theilen lassen, indem sie entweder als Bestimmungen der theoretischen, oder praktischen Vernunft, in so fern sie durch die Sinnlichkeit afficirt ist, anzusehen sind, so wird unsre ganze Untersuchung in drey Haupttheile zerfallen, deren erster den Menschen überhaupt als sinnlich-vernünftiges Wesen, und die beiden letzten, in wie fern er durch Sinne Eindrücke von der Außenwelt empfängt, oder durch dieselben Bedingungen auf sie zurückwirkt, zu behandeln haben.

So wie hierdurch der Inhalt unsrer Wissenschaft bestimmt ist, so muß ihr auch die Stelle, welche sie unter den übrigen Zweigen des menschlichen Wissens einnimmt, angewiesen werden. Sie ist eine empirisch-theoretische Wissenschaft, und gehört als solche weder zur **Metaphysik** überhaupt, noch zur **Metaphysik der Sitten**. Denn ungeachtet sie einen Theil von beiden, das Vermögen der reinen, sowohl theoretischen, als praktischen Vernunft in ihren Umfang zieht, so entwickelt sie doch weder dessen Handlungen und Gesetze vollständig, noch stellt sie dieselben in ihrer Reinigkeit dar, sondern ihr wesentliches Ziel ist auf die Darstellung des Zusammenhangs zwischen beiden und ihrer wechselseitigen Beschränkung gerichtet. Von der **Moral** aber,

welche lehrt, was dem Menschen durch das Sittengesetz in Anwendung auf die Verhältnisse seines irrdischen Daseyns vorgeschrieben sey, unterscheidet sie sich dadurch, daß sie von dem, was seine Obliegenheit betrifft, völlig abstrahirend vielmehr zeigt, welche Hindernisse, aus den Schranken seiner sinnlichen Natur entspringend, sich der Erfüllung jenes Gesetzes entgegenstellen.

Als empirische **Naturlehre des Menschen** steht sie auch mit zwey andern Wissenschaften in Verbindung, deren eine die **denkende**, (die empirische Psychologie) die andre die **körperliche** Substanz im Menschen, in wie fern beide als in der Erfahrung gegeben sich betrachten lassen, zum Gegenstand ihrer Untersuchung macht, und tritt dadurch gerade in die Mitte zwischen sie, daß sie diese beiden Bestandtheile der menschlichen Natur, nicht, wie jene, wenigstens ihrer Hauptrücksicht nach, abgesondert, sondern in ihrer innigsten Vereinigung darstellt. Sie muß freilich, indem sie dieses thut, aus beiden gewissermaaßen zusammengesetzt seyn, und ist es auch wirklich. Allein sie entlehnt nicht mehr als einzelne Theile aus ihnen, und immer nur in Beziehung auf ihren gegenseitigen Einfluß. Daher nimmt sie aus der Physiologie nicht mehr auf, als was zur Einsicht in die Verbindung zwischen Geist und Materie im menschlichen Wesen gehört,

und es bleibt folglich Alles bis auf die Lehre von demjenigen Organe des menschlichen Körpers, in welches wir den sichtbaren Grund jenes unerklärlichen Zusammenhangs setzen müssen, von ihr ausgeschlossen.

Den besondern **Werth**, welchen die Untersuchungen der Anthropologie haben möchten, herauszuheben ist nicht nur hier überflüssig, sondern überhaupt ein unzweckmäßiges und wenig empfehlendes Verfahren, da es ja gar nicht darauf ankommt, zu zeigen, welchen Vortheil ein Geschäft im Vergleich mit andern habe, das an sich selbst durch irgend ein Bedürfniß der Vernunft geboten ist, sondern vielmehr die Gründe dieser Nothwendigkeit zu entwickeln, und eine sehr eingeschränkte Denkart verräth, das, womit man sich selbst etwa vorzugsweise beschäftigt, auch Andern als von ausgezeichnetem Werth anzupreisen.

Die **Form des Vortrags** kann und soll populär seyn, weil das, was selbst nicht jenseits der Erfahrung liegt, auch durch eine Sprache, die aus ihr genommen ist, nicht entstellt und entwürdigt wird, und in wie fern es eine Quelle nützlicher Belehrung für Jedermann ist, durch die Art der Mittheilung Allen verständlich gemacht werden muß.

Erstes Hauptstück.

Von der Vermischung der reinen Vernunft mit der Sinnlichkeit in der Natur des Menschen überhaupt.

Erster Abschnitt.

Von der Möglichkeit dieser Verbindung, und dem Wechselverhältniß ihrer beiden Bestandtheile.

§. 1.

Reine Vernunft ist das Vermögen einer absoluten Selbstständigkeit, ein Inbegriff negativer und positiver Freiheit, d. i. eines uneingeschränkten Daseyns sowohl, als unabhängigen Wirkens. Eine solche kann dem Menschen nicht zukommen, weil er ein endliches, in seiner Wirksamkeit beschränktes Wesen ist, und da ihn eine Sinnenwelt umgiebt, welche von allen Seiten auf ihn einfließt, und ihn zu Handlungen bestimmt, so ist die Caussalität der reinen Vernunft in ihm von sinnlichen Bedingungen abhängig. Mithin kann man auch sagen: er bestehe aus einer Mischung von reiner Vernunft und Sinnlichkeit.

§. 2.

Die Wirkungen dieser endlichen, im Menschen gegebenen Vernunft aber sind auf zwei

wesentlich verschiedne Zwecke gerichtet, indem sie einmal das gegebne Daseyn und die Beschaffenheit der vor ihr liegenden Sinnenwelt in sich aufzunehmen, von der andern Seite aber auch die Reihe ihrer veränderlichen Zustände durch Willkühr zu bestimmen, d. i. ein Daseyn der Form nach in ihr zu erzeugen strebt. Das Vermögen, was ihr in der ersten Beziehung zukommt, nennt man ein **Erkenntniß**= das in der zweiten ein **Willens**=Vermögen. Beide sind ihr wie einem Subject seine wechselnden Bestimmungen untergeordnet, und beide haben ihrem Grund=Wesen gemäß, zu Bedingungen ihres Wirkens das Verhältniß einer Gemeinschaft mit der Sinnenwelt. Folglich äußert sich die menschliche Vernunft in zwey verschiednen Modificationen, als theoretische, d. i. reine, durch Anschauungen bestimmte Vernunft, oder als das Vermögen empirischer Erkenntniß; und als praktische, d. i. reine, durch **Empfindungen** bestimmte Vernunft, oder der empirische Wille.

§. 3.

Die menschliche Vernunft ist als ein, von der Einwirkung sinnlicher Gegenstände abhängiges Wesen gesetzt worden. Mithin sieht man schon so viel, daß ihr absolute Freiheit nicht zukommen könne. Ob diese aber ganz, oder nur zum Theil von ihr ausgeschlossen sey, müssen die nachfolgenden Untersuchungen lehren.

§. 4.

Der Unterschied zwischen negativer und positiver Freiheit ist bereits oben (§. 1.) berührt, indem wir die reine Vernunft als einen Inbegriff beider annahmen. Es bedarf also nur noch einer Entwickelung desselben, um ausfindig zu machen, ob dieses Vermögen in seinen beiden Bestimmungen, oder nur in einer derselben der menschlichen Vernunft abgesprochen werden müsse. Jedoch läßt sich im Voraus erwarten, daß das Erstere nicht Statt haben könne, weil sie sonst ganz Vernunft zu seyn aufhören würde, wenn diese dem festgesetzten Begriff gemäß nichts anders, als das Vermögen einer freien Wirksamkeit überhaupt seyn soll.

§. 5.

Unter positiver Freiheit nämlich wird das Vermögen einer selbstständigen Caussalität verstanden, welche unabhängig von äußern Bedingungen ein eigenes Product hat, unter negativer das Vermögen, durch die Wirkungen einer andern Caussalität nicht bestimmt zu werden, sondern ihrem Einfluß entgegenzuwirken, und dadurch das fremde Product zu bestimmen. Jene kann auch mit einem Wort als ein Vermögen der unabhängigen Thätigkeit einer Substanz, diese als das Vermögen ihrer Uneinschränkbarkeit dem Daseyn und Wesen nach erklärt werden, welche Ausdrücke bereits (§. 1.) gebraucht worden sind.

Es wird hier das Leiden für eine Einschränkung des Seyns, oder der Beschaffenheit eines Dinges angenommen, einmal, weil man es mit eben dem Recht thun kann, womit es Andre als eine Einschränkung der Thätigkeit setzen, wenn man bloß davon ausgeht, daß ihm ein positiver Begriff zum Grunde gelegt werden müsse, und zweitens, weil das, was hier als uneinschränkbares Subject gedacht wird, (die Form der Erfahrung und des Sittengesetzes) auch als ruhend, d. i. als reines Seyn ohne Thätigkeit gedacht werden kann, wovon die weitere Erörterung in die Transcendental-Philosophie gehört.

§. 6.

Daß nun die Freiheit in der erst angegebenen Bedeutung der menschlichen Vernunft nicht beywohnen könne, folgt aus der gegebenen Erklärung derselben. Daß sie aber in der zweiten durchgängig ihr eigen sey, soll in dem folgenden §. gezeigt werden.

§. 7.

Sie ist nämlich erst als Intelligenz einer Freiheit in negativer Bedeutung fähig, weil das Schema der empirischen Erkenntniß lediglich und ursprünglich in ihr selbst gegeben ist, mithin äußere Gegenstände, in so fern sie zur Erkenntniß sich darbieten, und von ihr aufgenommen werden, ihre Natur nicht einschränken können (§. 5.), sondern vielmehr ihr gemäß sich darstellen müssen, um in sie einzudringen. In demselben Sinne ist sie aber auch als praktisches Wesen frei, jedoch nur in einer ihrer Beziehungen von dieser Seite betrachtet.

Denn in empirisch-praktischer oder technischer Hinsicht kann sie es nicht seyn, weil sie als solche eine Handlung ausübt, welche Materie hat, folglich auch in Ansehung ihres Erfolgs von materiellen Gründen allein abhängig seyn muß, da sie nichts in den Zusammenhang der Erscheinungen tragen kann, was nicht durch ihn selbst schon vorbereitet in ihm läge, oder andere Gesetze außer den seinigen ihm vorzuschreiben im Stande ist. Aber so wenig sie dieß vermag, so wenig kann auch Etwas außer ihr sie zu einer Abweichung von dem ihrigen bestimmen, im Gegentheil kann sie eine Reihe aufeinanderfolgender Naturbegebenheiten in jedem Gliede unterbrechen, und wenn auch der Sinnenwelt keine neuen Gesetze geben, doch die Wirkung der vorhandenen vernichten, oder einschränken, und sie ihren Zwecken gemäß leiten. Folglich ist sie auch als praktisches Vermögen negativ frei, und da die Moralität ihrer Handlungen von allem Inhalte derselben abstrahirt, indem sie bloß auf ihre Uebereinstimmung mit dem Sittengesetze sieht, so wird sie durch diese ihr überhaupt zugestandene negative Freiheit auch der moralischen fähig.

Dieser Unterschied zwischen Unabhängigkeit des Willens von Natur-Gesetzen und Kräften, und andrerseits von Natur-Trieben ist, wie mir däucht, nicht genau genug beachtet worden, da man sonst leicht durch Verzichtleistung auf die erste, welche sich gegen einsichtsvolle Gegner nicht vertheidigen ließ, alle Angriffe auf die zweite hätte abwehren können. Es würde damit einer von den

Hauptgründen des Determinismus von selbst hinweggefallen seyn, welcher darauf beruhte, daß Ursachen und Wirkungen einander proportionirt und gleichartig seyn müssen. Denn, wenn man auch nun zugab, daß in einer Reihe von Erscheinungen nichts, als was selbst Erscheinung ist, enthalten seyn, und ein idealistisches Wesen, wie die menschliche Intelligenz, keine reale Wirkung haben könne, so konnte man sich ja darauf berufen, daß die Vernunft nichts weiter thun, als eine Reihe von Naturbegebenheiten irgendwo anfangen, und beliebig in jedem Punkte ihren Fortlauf hemmen, d. i. von der Herrschaft des Instinkts zu jeder Zeit sich losmachen solle. Eine genauere Aufmerksamkeit auf den gemeinen Begriff der Materie würde auch haben zeigen können, daß die Gewalt, welche hier dem menschlichen Willen über sie eingeräumt worden ist, völlig mit ihm zusammentreffe, da sie diesem gemäß als ein Inbegriff schlummernder Kräfte gedacht wird, welche durch die Einwirkung eines geistigen Princips geweckt seyn wollen, und beliebig gerichtet werden können.

§. 8.

So gewiß man sich aber nach der gegenwärtigen Ansicht von der Möglichkeit sittlicher Freiheit überzeugen kann, so bleibt doch ein großer Abstand zwischen dem, was sich von diesem, wenn es unter einem so allgemeinen Titel angekündigt wird, vielversprechenden Vermögen erwarten ließe, und dem, was es wirklich leistet. Es ist also nöthig, die Grenzen seines Gebrauchs näher zu ziehen, theils um diese Widersprüche zu lösen, theils um den für die Sittlichkeit so nachtheiligen Irrthum zu zerstreuen, welcher aus einem unbestimmten Begriffe von demselben entspringt. Es dürfte wenigstens ein nützlicheres Unternehmen seyn,

als den Glauben daran durch Gründe befestigen zu wollen, weil diesen aus leicht begreiflichen Ursachen sich doch Niemand benehmen läßt.

§. 9.

Diese Unbestimmtheit der Annahme ist die Ursache, daß man die Schwierigkeiten, welche sich der Anwendung des gedachten Vermögens entgegenstellen, entweder ganz übersieht, oder doch nicht genau genug abmißt, um sie in das richtige Verhältniß mit ihm zu setzen. Daß sie aber vorhanden, und von großer Bedeutung sind, wird man bald finden, wenn man sich hier wieder an den Begriff der Materie, und eins ihrer Grund-Gesetze, das der Trägheit erinnert. Denn nun sieht man, daß die Freiheit des Menschen bey allem ihrem Vermögen, die Kräfte der todten Materie ins Spiel zu setzen, und ihnen die Richtung zu geben, dennoch, wenn sie eine derselben gegen die andere umtauschen soll, in einen Widerstreit verflochten werde, aus dem sie sich allein winden muß, weil die Natur, die von selbst aus der angenommenen Richtung zu treten nicht im Stande ist, sie dabey gänzlich verläßt; und daß in demselben Maaße die Schwierigkeit der Ueberwindung zunehmen müsse, in welchem die Wirkung eines gegebenen Anstoßes ihrer Dauer nach wächst. Hat man aber dieses Gesetz in seiner Allgemeinheit gefaßt, so könnte man

durch genaue Selbstbeobachtung es dahin bringen, für einzelne Fälle mit einer Sicherheit, so weit sie für den praktischen Gebrauch zureichend ist, zu berechnen, wie viel man seinem Vermögen der Freiheit im Kampfe mit der Natur zutrauen könne; und so gegen Neigungen, oder Blendwerke eines irrenden Verstandesgebrauchs, die sich festzusetzen drohen, bey Zeiten sich rüsten, ehe sie zu tief gewurzelten Leidenschaften, oder verjährten Vorurtheilen werden, deren Besiegung zwar immer noch möglich bleibt, aber von keinem Vernünftigen jemals erwartet werden wird.

Zweiter Abschnitt.

Von den organischen Werkzeugen der gedachten Verbindung.

§. 10.

Es ist eine hinlänglich beglaubigte Thatsache der Erfahrung, daß alle Wechselwirkung, die zwischen unserm Geiste und der ihn umgebenden materiellen Welt Statt findet, zunächst von einem System besonderer Organe des ihm beigefügten Körpers abhänge, welche insgesammt dazu dienen, ihm das Bewußtseyn aller seiner Veränderungen, sie mögen durch den vorstellenden Theil seines Wesens, oder die äußern, im Raume von ihm getrennten, Kör-

per hervorgebracht seyn, zuzuführen, die aber nicht alle jede beliebige Veränderung, sondern einige nur gewisse Arten derselben empfindbar zu machen im Stande sind. Dieses System bilden Gehirn und Nerven, die unmittelbaren Werkzeuge der Empfindung überhaupt und einzigen der unbestimmten sammt den damit zusammenhängenden Sinnes-Organen, oder den mittelbaren Werkzeugen der bestimmten Empfindung.

§. 11.

Jedoch kennen wir von dem dieser Wechselwirkung zum Grunde liegenden Wesen nichts, als seine mannichfaltigen äußern Gestaltungen. Selbst zu nahe mit der höhern Natur der intelligibeln Welt verwandt entzieht es sich unsern Sinnen, und erlaubt nur, es mit andern gleich unsichtbaren Principien der Erscheinungen, welche sich durch ähnliche Wirkungen offenbaren, zu vergleichen. Diese Vergleichung macht höchst wahrscheinlich, daß es irgend eins der elastisch flüssigen Wesen seyn möge, deren Daseyn wir insgesammt nur durch Schlüsse erkennen, und auch wohl, daß es nicht einer jener feinern Stoffe, die theils unsre Erdatmosphäre, theils das ganze Universum zu erfüllen scheinen, selbst, sondern nur ein ihnen verwandter sey, wobey es aber völlig unentschieden bleibt, ob er eine ganz für sich bestehende, keiner Verbindung mit fremd-

artigen Körpern fähige, und falls er keinen Verlust erleiden sollte, auch keines Ersatzes bedürftige Substanz ausmache, oder ob er nach den uns bekannten Gesetzen der chemischen Zusammensetzungen und Trennungen aus andern erzeugt werden könne.

§. 12.

Was aber die sichtbare Hülle desselben betrifft, so mag Alles, was ihre Bildung in den verschiedenen, sie darstellenden Modificationen und den Stoff, aus dem sie gebildet ist, betrifft, den Untersuchungen der Zergliederer des menschlichen Körpers überlassen bleiben. Nur das Verhältniß zwischen den einzelnen Theilen dieses Systems, d. i. die jedem eigenthümliche Function, durch deren Vereinigung das ganze ihnen obliegende Geschäft zu Stande gebracht wird, soll in nähere Erwägung gezogen werden.

§. 13.

Es ist ausgemacht und allgemein bekannt, daß alle Vorstellungen des Zustandes der außer uns vorhandenen Substanzen von gewissen Einwirkungen derselben auf unsere, in engerer Bedeutung sogenannte Sinnwerkzeuge ausgehen, diese aber mit Nerven durchwebt, und nur in so fern der Empfindung fähig seyen; daß andererseits zu allen Rückwirkungen unseres Ichs auf die Außenwelt, welche zunächst durch die Werkzeuge der willkührlichen Bewegung

geschehen, es eines Mittelgliedes bedürfe, wodurch die Willensthätigkeit in ihnen sich äußere, und dasselbe ebenfalls in den Nerven liege; daß diese sämmtlich ihr eines Ende im Gehirn haben, wenn sie auch nicht in einem Punkt zusammentreffen sollten, und endlich ohne die Fortpflanzung des auf sie geschehenen Eindrucks, worin er übrigens an sich selbst bestehen möge, bis zum Gehirn, d. i. die Verbreitung desselben durch den ganzen gerührten Nerven kein Bewußtseyn desselben möglich sey.

§. 14.

Eben so gewisse, und bereits von Haller nicht nur entdeckte, sondern auch zureichend bewiesene, und durch die Versuche der neuesten Zergliederer nur bestätigte, aber außerhalb der Schule weniger geläufige Wahrheiten sind, daß das Vermögen der Nerven, Sinnesvorstellungen zu erregen, verschieden von demjenigen sey, durch welches sie die Muskeln in Bewegung setzen, folglich das Gefühl in einem Gliede des Körpers übrig bleiben könne, wenn auch die Biegsamkeit desselben verloren gegangen, und umgekehrt; und daß ohne alle Spannkraft der Nerven eine Zusammenziehung der Muskeln vermittelst äusserer Reitze Statt finde, die Zusammenziehungsfähigkeit der letztern also für sich betrachtet nichts weiter, als eine Wirkung des in der ganzen Natur verbreiteten Gesetzes der Elasticität sey, wobei jedoch zuge-

standen werden muß, daß eine auf mechanische Weise entstandene Contraction derselben, niemals auf einen Gegenstand außer ihr Beziehung habe, mithin, was der Hauptsatz für unsere Untersuchung bleibt, keine Verbindung zwischen dem menschlichen Geist und der Körperwelt ohne die den Nerven eigenthümliche Empfindungsfähigkeit gedenklich sey.

§. 15.

Dieses Vermögen ist ein hinreichend unterscheidender, aber auch der einzige, Character, wodurch sich die Thierwelt über die Pflanzenwelt erhebt. Denn die zu dieser gehörigen Wesen haben mit jener gewisse fortdauernde, bestimmte, und auf einen gemeinschaftlichen Zweck gerichtete Thätigkeiten (Kreislauf und Absonderung der Säfte) gemein, die durch äussere, materielle Reitze erregt werden, von denen ihrer Continuität wegen, und weil sie ohne Mitwirkung ihrer Subjecte zu Stande kommen, die einen so wenig als die andern ein Bewußtseyn haben können, und welche, wenn man den Character des Lebens, der alsdann aber eine bloße Erscheinung der Organisation ist, in sie setzen will, berechtigen, es beiden mit gleichem Rechte zuzusprechen. Dagegen sind sie aller der selbstthätigen Veränderungen unfähig, welche von innern Antrieben, d. i. der Willkühr, und dem Bewußtseyn abhängen.

Wenn es den Zoophyten an dem Vermögen willkührlicher Bewegung fehlt, so möchte dieß

kein gültiger Einwurf gegen die Richtigkeit des so bestimmten Characters der Animalität seyn, wie Hr. Prof. Reil (Archiv der Physiologie, B. 1. H. 1. p. 61.) meint, und sich dadurch bewogen sieht, die Zufälligkeit der Bewegungen an dessen Stelle zu setzen. Denn eben darum sind ja jene Geschöpfe die Mittelwesen zwischen den beiden Hauptgattungen der organischen Reiche, weil sie von keiner die nothwendigen Bedingungen alle in sich vereinigen, sondern nur in einigen Eigenschaften mit ihnen übereinstimmen. Wie kann man also nach ihnen den Character der einen, oder anderen bestimmen? — Die Wirkungen des Bildungstriebes, welcher als eine eigene Naturkraft von einigen Neuern aufgeführt worden ist, gehören mit zu den Erscheinungen des bloß vegetativen Lebens, indem alle seine Geschäfte nichts weiter, als Functionen der unwillkührlichen Bewegwerkzeuge sind, und können in der Anthropologie, welche es mit den Aeusserungen der geistigen und thierischen Vermögen des Menschen, in so fern sie im wechselseitigen Verhältnisse stehen, zu thun hat, nicht berücksichtigt werden.

Alles im Menschen muß von Empfindungen ausgehen, weil seine Vermögen an sich ruhend sind, und durch äussere Kräfte in Thätigkeit gesetzt werden müssen. Sie sind der unentbehrliche Antrieb, die Wahrheit zu erkennen und das Gute zu wollen. — Vielleicht ist in allen Menschen die Geistes-Anlage sich gleich, und aller Unterschied, der hier Statt findet, nur eine Folge ungleicher Entwicklung. Warum würde sonst unter gewissen Himmelsstrichen, bey dieser, oder jener bürgerlichen Verfassung, in Perioden des Wohlstandes, oder der Armuth, des Kampfes und der politischen Ge-

meinschaft, oder des Friedens und isolirten Zustandes einer Nation immer ein geistvolles, oder characterloses Geschlecht auftreten, warum würden Individuen unter bestimmten Situationen nur träge und feig, oder gewandt und entschlossen, nur wohlwollend und offen, oder kalt und zurückziehend, nur edel und weise, oder gemein und thöricht werden, wenn nicht in intellectueller und sittlicher Beziehung ein entschiedener Einfluß in den äussern Reitzen läge, die gegebenen Fähigkeiten zu gebrauchen und üben? Darum muß auch der, welcher sich der mächtigsten Triebfeder zur Thätigkeit, der Verbindung mit der Gesellschaft, beraubt, selbst bey der regesten Einbildungskraft in einen träumenden Zustand versinken, denn der erhabenste Gegenstand, wenn er nur das Spiel müssiger Beschauung wird, und der nützlichste, bloß auf den Erwerb eigener Glückseeligkeit gerichtet, läßt das Herz leer, oder erzeugt überspannte Gefühle. — Keine positive Tugend kann aus reiner Vernunft entspringen, da diese nichts als den leeren Schattenriß derselben in sich trägt, und ein dem Naturtriebe bloß Grenze setzendes Vermögen ist. Als Grund aller menschlichen Thätigkeit ist aber die Empfindung auch die niedrigste Stufe derselben. Der Mensch ohne sie ist verloren für die Gesellschaft, ein Spiel derselben wird er eben so ein Störer der allgemeinen Ruhe, als der gefährlichste Feind seiner eigenen Wohlfahrt.

Affecten sind nöthig, nicht nur die thierische Lebenskraft periodisch zu verstärken, sondern auch den Geist zu grossen und edeln Entschliessungen zu wecken, die nur einer nachherigen Läuterung durch die Vernunft bedürfen, um sie mit Besonnenheit auszuführen, und ihnen das Unstatthafte zu benehmen. Wenn Indolenz und Ruhe den Menschen auch glücklicher machen sollten, so wird er doch durch sie unfähig, seine höchste Bestimmung zu erreichen, die auf das Wohlseyn der Gattung, zu der er gehört, zielt. Ist er aber einmal aus jenem Zustande träger Empfindungslosigkeit, an dem nur der rohe Wilde ein Wohlbehagen findet, getreten, so will er in der That lieber ein Leben voll Gefahren und Schmerz, als die tödtende lange Weile ertragen. — Mit zunehmendem Alter, so wie die Quelle der Empfindung in uns vertrocknet, werden wir immer mehr Pflanze, und unsere Thätigkeit mechanischer. Was sie aber dadurch an Energie und Umfang verliert, gewinnt sie auf der andern Seite an Ausdauer und Regelmäßigkeit.

Wenn der Mensch das seyn will, was er seinem Begriffe gemäß seyn soll, so darf er nicht der Sinnlichkeit allen Einfluß auf seine Urtheile verweigern, ohne sie doch darum in ihnen herrschen zu lassen. Denn durch bloße Begriffe erkennt man den Gegenstand immer nur im Allgemeinen. Soll er im Einzelnen bestimmt

werden, so gehört dazu eine Vergleichung desselben mit gegebenen Anschauungen, folglich ein klares Bewußtseyn der letztern, das aber, weil es weitumfassend ist, und schnell übersehen werden muß, niemals zur vollkommenen Deutlichkeit gelangen kann, und eben deßhalb immer nur Sache des Gefühls bleibt. Eine Fertigkeit, nach diesem Gefühl allein (ohne eine bestimmte und deutliche Erkenntniß des Gegenstandes in abstracto) das Urtheil in den meisten Fällen richtig zu treffen, nennt man den **Wahrheits-Sinn**, und sie ist die Grundeigenschaft aller empirischen Köpfe, welche mannichfaltigen Täuschungen unterworfen bleibt, weil ihr keine leitende Regel zum Grunde liegt. Daher wird der reine Empirismus mit Recht von den Rationalisten seines Schwankenden wegen angefochten. Wem es hingegen wieder ganz daran fehlt, der urtheilt bei der richtigsten Einsicht in die Beschaffenheit der Dinge überhaupt, wenn er diese auf einen bestimmten Fall anwenden soll, schief. Ein reiner Rationalismus ist also eben so unzureichend, und macht für die Praxis untauglicher, als jener, weil der Mangel an vollständigen Begriffen durch Erlernung fremder sich ersetzen, hingegen die Schwäche der Urtheilskraft nicht so leicht verbessern läßt.

Zweites Hauptstück.

Von der reinen theoretischen Vernunft, in so fern sie durch das Vermögen der Anschauungen bestimmt wird, d. i. dem menschlichen Erkenntniß-Vermögen.

Erster Abschnitt.

Von dem Anschauungs-Vermögen in der engesten Bedeutung.

§. 16.

Die Sinnlichkeit wird vorzugsweise so, oder das Vermögen anzuschauen, genannt, in wie fern sie das gegebene Mannichfaltige der Erfahrung nicht bloß leidend in sich aufnimmt, (apprehensio,) sondern es auf ihre eigenthümliche Form der Vorstellung bezieht (apperceptio.) Dadurch werden aber entweder **wirkliche**, und mit gegenwärtigen Wahrnehmungen zusammenhängende Gegenstände vorgestellt, welches die engeste Bedeutung des Wortes Sinnlichkeit, oder der eigentlich sogenannte Sinn ist, oder solche, die wenn auch mit Wahrnehmungen überhaupt, doch nicht mit gegenwärtigen verknüpft sind, und in dieser Beziehung wird sie **Einbildungskraft**, (im ersten Fall reproductive, im zweiten productive) genannt. Man kann jenen auch ein Vermögen der mehr

leidentlichen (durch einen äussern Anstoß erregten) diese der mehr thätigen (durch einen innern erregten) Anschauungen nennen. Die Einbildungskraft, in so fern sie ganz unabhängig von der Erfahrung, ohne allen Gegenstand, wirkt, ist das Vermögen der reinen Anschauung, oder die transcendentale Synthesis des sinnlich Mannichfaltigen. Alle empirische Anschauung aber ist das Product einer vereinigten Wirkung der Einbildungskraft, des äussern und innern Sinnes, weil ihr als Anschauung überhaupt die formalen Vorstellungen des Raumes und der Zeit zum Grunde liegen, welche durch die Einbildungskraft erzeugt, und den innern Sinn zum Bewußtseyn gebracht werden; und weil sie als empirische Anschauung mit einer Wahrnehmung vermischt ist, deren Gegenstand ursprünglich wenigstens nur durch den äussern Sinn zum Gemüth gelangen kann.

§. 17.

Die Formen und Gegenstände der beiden letztgenannten Modificationen des Sinnes sind aus der Transcendental-Philosophie hinreichend bekannt, als daß sie nicht hier mit Recht vorausgesetzt würden. Das Mannichfaltige des äussern Sinnes hat sowohl in seiner reinen Gestalt mehrere Modificationen, welches die bekannten drey Dimensionen des Raumes sind, als auch in so fern es auf das Reale der Anschauung bezogen wird, indem es als solches

mehrere specifisch verschiedene Wirkungen äußerer Gegenstände auf uns darstellt, und deßhalb in eben so viel einzelne Organe vertheilt ist, als es dergleichen Unterschiede giebt. Das Mannichfaltige des innern ist an sich nur einer Dimension fähig, und kann, auch wenn es einen Gegenstand enthält, nur auf eine einzige Art uns afficiren, daher ihm auch nur ein Organ an unserm Körper zukommt, welches er mit jenem als den letzten Grund aller Empfindung gemeinschaftlich hat, und von welchem bereits im zweiten Abschnitt des vorigen Lehrstücks gehandelt worden ist.

Zweiter Abschnitt.

Von den bestimmten Fähigkeiten des äussern Sinnes.

§. 18.

In dem äußeren empirischen Anschauungs-Vermögen giebt es noch einige nähere Unterschiede, welche sich theils auf die Objecte desselben, theils auf die Art, mit welcher diese auf die ihm zugehörigen Organe wirken, theils auf ihr Behältniß zum Erkenntniß-Vermögen beziehen.

§. 19.

Was den ersten Unterschied anlangt, so ist zu bemerken, daß alle Sinne in einer gewissen Bedeutung subjectiv genannt werden müssen,

weil keiner von ihnen irgend eine innere Bestimmung der Dinge, sondern lauter solche, die ihnen im Verhältnisse zu uns zukommen, zu erkennen giebt, und von einer entgegengesetzten Seite betrachtet alle objectiv genannt werden können, weil die relativen Eigenschaften oder Zustände, welche wir durch sie wahrnehmen, doch der Einrichtung unseres Vorstellungsvermögens gemäß nothwendig und von allen Wesen unserer Gattung vorgestellt werden; daß aber einige von ihnen schlechthin subjectiv genannt werden, weil durch sie bloß vorübergehende Wirkungen äusserer Gegenstände auf uns, folglich nichts von dem, was im Objecte ist und bleibt, wenigstens nicht unmittelbar; die übrigen schlechthin objectiv, weil vermittelst ihrer, was sich von der Beschaffenheit der Dinge überhaupt für uns wahrnehmen läßt, erkannt wird.

Die Geruchs- Geschmacks- und Gehörs- (in wie fern dieser Sinn subjectiv wirkt) Empfindungen sind mit eben dem Recht, wie die beiden übrigen objectiv zu nennen, weil sie insgesammt auch Verhältnisse der Dinge ausdrücken, die ihnen in Beziehung auf jedes so gebaute Sinneswerkzeug zukommen. Von Allen wird derselbe Gegenstand bitter, oder süß, wohl- oder übelriechend, harmonisch, oder disharmonisch tönend, nur in verschiedenen Graden empfunden.

§. 20.

Mit dieser Eintheilung der besondern Sinne läuft eine andere parallel. Da nämlich Alles, was wir von den Dingen in der Erscheinung

zu erkennen im Stande sind, den beiden Grund-Prädicaten, welche das Wesen der Materie bestimmen, Ausdehnung und Solidität untergeordnet seyn muß, so ist alle äußere Anschauung entweder mathematisch, oder dynamisch, oder aus beiden gemischt. Rein mathematisch ist sie bei dem Gesichts-, gemischt bei dem Gefühls- (mathematisch, in so fern durch die Betastung die Gestalt der Körper erkundigt wird, dynamisch, in so fern wir durch das Gefühl überhaupt den Grad des Widerstandes wahrnehmen, welchen fremde Körper auf den unsrigen äussern, d. i. welcher durch die Masse, die sie besitzen, oder ihre Dichtigkeit bestimmt wird, und sich durch Härte oder Weiche, Rauhigkeit oder Glätte offenbart;) und Gehörs- (mathematisch, in so fern Höhe und Tiefe, dynamisch, in so fern Wohl- oder Uebelklang der Töne sein Gegenstand ist) rein dynamisch aber bey dem Geruchs- und Geschmacks-Sinn.

§. 21.

Das verschiedene Verhalten der Körper zu unsern Organen besteht darin, daß sie entweder nur durch Berührung, mechanisch, (stoßend, oder drückend) oder eindringend, d. i. chemisch auf sie wirken. Das Erste findet Statt bei dem Gesichts- (denn bekanntlich kann in dem Auge keine Zersetzung des Lichts vorgehen, weil wir sonst die Gegenstände mit farbigen Säumen sehen würden) Gefühls- (so-

wohl in seiner eingeschränkten Sphäre der Betastung, als der allumfassenden) und Gehörs-Sinn; zu der letztern Gattung gehören die Fähigkeiten des Geruchs und Geschmacks.

§. 22.

Endlich lassen sich die Sensationen noch darnach unterscheiden, ob sie ein deutliches Bewußtseyn ihres Inhalts erzeugen, oder nicht. Jener Character ist denen eigen, welche Verhältnisse der körperlichen Substanzen gegen einander im Raume, oder eine Reihe ablaufender Veränderungen derselben, in so fern sie bloß nach ihrem Zeitverhältniß bestimmt werden, bezeichnen, weil wir Alles, was der Raum erfüllt, durch Construction aus Theilen zusammensetzen, oder, wenn es als ein Ganzes gegeben ist, darein auflösen können, die Zeit aber, wenn auch nicht an sich, doch, in wie fern sie durch äussere Anschauung dargestellt wird, ebenfalls einer Theilung fähig ist. Mit undeutlichen Vorstellungen hingegen sind diejenigen begleitet, in denen die Reflexion des Gemüths auf eine Wirkung, welche jene Körper in uns hervorbringen, und zwar nicht sowohl die Quantität, (die Reihe der Grade, welche sie durchläuft) als Qualität der erregten Empfindung gerichtet ist. Jedoch dienen diese immer dazu, gewisse specifische und dynamische Unterschiede in den Objecten wahrzunehmen, nur daß das Mannichfaltige dieses

Bewußtseyns selbst sich nicht weiter trennen läßt. Folglich erzeugen sie, wie jede Empfindung, eine klare, aber niemals deutliche Vorstellung.

Da die Eintheilung in Sinne der mittelbaren und unmittelbaren Empfindung aus der gemeinen Erfahrung hinreichend bekannt ist, so dürfte die bloße Erwähnung derselben unserer Absicht hier ein Genüge leisten. Auch scheint von jedem Sinn insbesondere zu handeln überflüssig, da in der gegebenen allgemeinen Uebersicht die wesentlichsten Verschiedenheiten schon enthalten sind, und die übrigen leicht aus diesen sich ergeben.

Dritter Abschnitt.

Von der productiven Einbildungskraft.

§. 23.

Die Einbildungskraft erschöpft die gesammte Sinnlichkeit, in so fern diese rein gedacht wird, da sie als solche unabhängig von aller Erfahrung wirkt, und die formalen Grund-Anschauungen, als Producte der letztern können daher auch für Wirkungen der transcendentalen und als solcher bloß productiven Einbildungskraft genommen werden.

§. 24.

Gleichwohl entstehen auch nach vorhergegangenen Wahrnehmungen und durch sie empirische Anschauungen im Gemüthe auf eine selbstthä-

tige Weise, d. i. durch innern Antrieb ohne unmittelbare äussere Veranlassung, und die Function, durch welche diese erzeugt werden, ist die Synthesis der empirisch-bestimmten Einbildungskraft. Sie sind den Wahrnehmungen, auf welche sie sich beziehen, entweder gleich, oder ähnlich. Im erstern Falle heißen sie Abdrücke, oder Nachbildungen sinnlicher Gegenstände, (ἔκτυποι, φαντάσματα, species rerum) und das sie hervorbringende Vermögen, weil hier bis auf den nächsten Antrieb alle Selbstthätigkeit verschwindet, reproductiv, im zweyten **Bilder** schlechthin, (ἰδέαι) und die Synthesis derselben productiv, weil ausser dem selbstgegebenen letzten Anstosse zur Erzeugung auch die Materie des in ihnen enthaltenen Bewußtseyns durch das vorstellende Vermögen bestimmt wird.

§. 25.

Weiter als bis dahin aber kann sich niemals dessen Spontaneität in empirischen Anschauungen erstrecken, einer längst gemachten Erfahrung zufolge, daß das Ich sich niemals das Mannichfaltige, was es verknüpft, geben, sondern nur das ihm Gegebene trennen und auf's Neue verbinden könne, oder mit dem Kunstausdrucke: daß seine Freiheit, wie überall, so auch in der Production der Anschauungen eine bloß formale sey. Von den beiden genannten Arten empirischer Synthesis der Ein-

bildungskraft soll zuerst die productive abgehandelt werden, weil sie zunächst sich an die reine schließt. Jedoch ist die Betrachtung der entgegengesetzten Modification gleich gehaltreich und fruchtbar, weil diese mehr dem gemeinen Verstande zur Hervorbringung, Vollendung und Erhaltung der Erfahrungserkenntnisse dient, welche die Summe des gemeinnützigen Wissens ausmachen, während sie selbst die glänzendsten Hervorragungen und tiefsten Erniedrigungen einzelner Individuen in dem, was die Würde des Menschen ausmacht, erzeugt.

§. 26.

Als solche läßt sie sich nun wieder von zwey Seiten betrachten, indem ihre Wirkungen entweder mit vollkommenem Bewußtseyn, (nicht bloß des Inhalts der Vorstellungen, sondern auch ihres Verhältnisses zu den logischen Verstandes-Regeln und objectiven Erfahrungs-Gesetzen) begleitet sind, und durch Willkühr d. i. intellectuelle Spontaneität erzeugt werden, in welchem Falle man sie Dichtungen (ποιήματα) nennt; oder ohne das Bewußtseyn jener Gesetze, und also auch ohne Willkühr, die allemal Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ihrer Handlung, folglich ein Bewußtseyn ihres Grundes voraussetzt, zu Stande kommen, und darum eine bloß subjective Synthesis enthalten. Dergleichen Vorstellungen heißen Einbildungen schlechthin (Φαντασίαι.)

Unter dem Einfluß der Willkühr wird hier verstanden, daß nicht bloß der Zustand, sondern das Resultat der Denkthätigkeit gewollt werde, d. i. die von der Einbildungskaft erzeugten Anschauungen nicht nach ihrer eignen empirischen Association, sondern nach Gesetzen des Verstandes mit dem Bewußtseyn objectiver Nothwendigkeit, und demnach in Beziehung auf das niedere Vorstellungs-Vermögen mit freier Wahl geordnet werden.

A. Von dem willkührlichen Dichtungsvermögen.

§. 27.

In der erst angegebenen Beziehung ist das Dichtungsvermögen die erforderliche Natur-Anlage aller derjenigen, welche zu der Darstellung von Ideen sich einen, ihnen entsprechenden Gegenstand selbst zu geben haben. Da nun eben sowohl Verstandes- und Vernunft-Begriffe, ob gleich an sich von aller Sinnlichkeit frey, als die Ideale, welche aus der letztern selbst entspringen, einer Darstellung in concreto fähig gemacht werden können, so verträgt eben sowohl eine zusammenhängende Entwickelung jener Begriffe, als die Verknüpfung einer Reihe von Begebenheiten in der Sinnenwelt, welche nach einem gemeinschaftlichen Princip geordnet sind, eine dichterische Behandlung, und beide bedürfen ihrer in einem gewissen Grade, wenn sie durch Originalität anziehend werden sollen. Es giebt daher eine philosophische Muse, wie eine Muse des Künstlers (oder Dichters im weitern Sinne) deren Einfluß auf das Gemüth dessen, den sie

beseelt, sich durch Gedanken-Erfindung offenbart.

Jeder, den Regeln des Denkvermögens gemäß verknüpfte Stoff des Bewußtseyns, er mag von übersinnlichen, oder Erfahrungsgegenständen, und den letzten in jedem beliebigen Verhältnisse genommen seyn, kann ein Gedanke genannt werden. Es giebt daher eben so gut Gedanken in der Musik und zeichnenden, oder Dicht- und Redekunst, als im Felde der Wissenschaften.

§. 28.

Da alle Gedanken-Erfindung Willkühr und den höchsten Grad des Bewußtseyns, d. i. den Einfluß des Verstandes auf die Handlungen des sinnlichen Vorstellungsvermögens voraussetzt, weil eben dadurch die Einbildungen (§. 26.) sich von ihnen unterscheiden, so wird jedes Product derselben, um seinen Werth gehörig zu bestimmen, eben so wohl in Rücksicht auf den Antheil, welchen der Verstand, als die Sinnlichkeit daran nimmt, zu erwägen seyn.

§. 29.

Von der letztern hängt allein die Menge der erfundenen Gedanken ab, weil diese der Menge der den Verstandesbegriffen untergelegten Anschauungen proportionirt ist. Die Talente der productiven Einbildungskraft sind demnach **Fülle** und **Fruchtbarkeit**, welche beide eine namhafte Größe ihres schöpferischen Vermögens, jene in Beziehung auf den äusseren Umfang, diese auf den inneren Gehalt der

producirten Anschauungen, bezeichnen. Die erste ist eine wesentlichere Eigenschaft des eigentlichen Dichters, die zweite des philosophischen Kopfs, indem es bei diesem vorzüglich darauf ankommt, daß die vorgetragenen Wahrheiten durch die Menge der Folgerungen, welche sich daraus ziehen lassen, dem Interesse der speculativen, oder praktischen Vernunft eine bedeutende Erweiterung verschaffen. In ihrer Vereinigung geben beide einer Darstellung das Reitzende, oder Anmuthige, (venustas, gratia) die Quelle des ästhetischen **Wohlgefallens**, das auf der ästhetischen **Wahrheit**, dem Product des zu der Dichtung mitwirkenden Verstandes, beruhet, von welchem in dem Abschnitte, welcher diesen Gegenständen besonders gewidmet ist, die nähere Entwickelung gegeben werden soll.

§. 30.

Ein ausgezeichneter Grad der productiven Einbildungskraft ist die Grundlage des Genies, weil die Eigenthümlichkeit des Geistes, welche man durch dieß Wort ausdrücken will, sich in einer von den gewohnten Ansichten abweichenden Vorstellungsart, die zugleich neue Combinationen mit sich führt, ankündigt.

§. 31.

Daß der Erfindungsgeist auf dieser höchsten Stufe der Vollkommenheit durch Gewohnheit

in einen gewissen Wirkungskreis eingeschränkt werden müsse, seine Fähigkeit aber ihm unbestimmt gegeben seyn, und er an mehr, als einem Gegenstande mit glücklichem Erfolge, nur da, wo er weniger durch Uebung unterstützt wird, in geringern Graden, sich äussern könne, ist leicht begreiflich, und mit der Erfahrung übereinstimmend. Es liegt aber im Wesen desselben, daß er mit einer gewissen Gewandtheit sich über das ganze Feld menschlicher Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu verbreiten vermöge, da er einer freien innern Anschauung vorzüglich fähig ist, welche dem Gewohnheits-Gesetz und äussern Eindrücken das Gleichgewicht hält, und auf welcher das leichte und schnelle Begreifen vornämlich beruht.

§. 32.

In einem gewissen Grade ist das Vermögen selbstthätiger Anschauungen allen Menschen nöthig, weil seine Wirkung zu jeder Abstraction erfordert wird, welche alles Denken, und wenn es auch nur dazu dienen sollte, fremde Gedanken zu verstehen, nothwendig macht. Sie erstreckt sich aber, wie die Tendenz jeder in der Natur vorhandenen Kraft weit über ihre sichtbare Grenze, und wird nur durch die beständig einströmende unübersehbare Menge äusserer Wahrnehmungen sich zu zeigen gehindert. Wenn man daher eine solche Situation wählt, in welcher der Kreis dieser am meisten be-

schränkt wird, und zugleich durch Willkühr das Bewußtseyn von den gegenwärtigen Empfindungen abzulenken sucht, so muß gedachte Function den höchsten Grad ihrer freien Wirksamkeit erreichen. Hieraus ergiebt sich von selbst, daß Einsamkeit und Sammlung des Geistes, welche nichts anders ist, als eine Richtung der Aufmerksamkeit von der Aussenwelt auf sich selbst, die tauglichsten Mittel seyen, sie, und da von ihr zunächst das Verstandesgeschäft abhängt, auch diesen in Thätigkeit zu setzen.

Dessen ungeachtet sind sie weder die einzigen vorbereitenden Ursachen, noch als solche für sich allein im Stande, den Gedankenlauf zu erzeugen. Denn erstens müssen ihnen selbst ihre Gegentheile, Gesellschaft und Gemüthsbewegungen vorangehen, damit das Interesse zum Nachdenken, besonders wenn es wichtige und der Forschung entlegene Gegenstände betrifft, gefaßt werde, und alsdann dürfen sie erst eintreten, um das Bewußtseyn aller gegenwärtigen und vorhergegangenen Sinneseindrücke möglichst zu vermindern, und die Aufmerksamkeit auf den einen Gegenstand, welchen man sich zur Betrachtung gewählt hat, zu lenken. Dadurch sind sie aber zweitens selbst noch nichts weiter, als disponirende Mittel, welche keine Kraft zu denken geben, sondern die Wirkung einer gegebenen, die durch innere positive Antriebe erregt werden muß, nur frei machen können.

§. 33.

Die auf diese Weise beförderte Meditation, oder das methodische Nachdenken ist sehr zu unterscheiden von der mystischen Beschauung schwärmerischer Köpfe, welche sich in ähnliche

Lagen und Stimmungen versetzen, wo das Dichtungsvermögen aber, da es ohne die gehörige Leitung des Verstandes bleibt, eine Reihe dunkler, oder durch falsche und mangelhafte Begriffe bestimmter Anschauungen erzeugt.

Wenn man sich hier an das erinnert, was in der Anmerkung zu §. 26. gesagt worden ist, so wird man keinen Anstoß nehmen, daß der Schwärmerey bey ihren Dichtungen in gewissem Sinne Willkühr zugeschrieben wird.

§. 34.

Eine namhafte Beschränktheit der productiven Einbildungskraft ist die nächste Quelle fixirter **Vorstellungen**, die, wenn sie von Andern aufgefaßt sind, und sich auf die Erkenntniß der Welt beziehen, **Vorurtheile** genannt werden, deren Erzeugniß Dogmatismus und Sectengeist sind, wo sie aber den Zustand des Subjects betreffen, und aus seinen eignen Einbildungen entspringen, vorzugsweise jenen Namen führen. Im letztern Falle entstehen aus ihnen da, wo es ein beträchtliches Hinderniß der Glückseligkeit gilt, unangenehme fortdauernde Affecten, und, wenn sie zu einem höhern Grade anwachsen, sogar Gemüthskrankheiten; haben sie aber eine unwichtigere Angelegenheit zum Gegenstande, so bringen sie die eigenthümliche Art eingebildeter Vorstellungen hervor, welche Grillen genennt werden, und in so fern sie, aber doch mit un-

gleicher Stärke, herrschend sind, eine dem hektischen Temperament vornämlich anhängende krankhafte Gemüthsstimmung ausmachen.

Nichts wird mehr entweiht, als der würdige Name des Genies. Jeder mittelmässige Kopf dünkt sich ein solches zu seyn, und das Schlimmste ist, daß man den Haüptzug seines Characters in eine, von allen moralischen und bürgerlichen Gesetzen sich entfesselnde Befriedigung des Naturtriebes setzt. Wenn auch zugegeben werden kann, daß Liberalität in der Denkart überhaupt auf eine freiere, über das gemeine Urtheil sich erhebende Ansicht conventioneller Verhältnisse führe, so wird doch ein ächtes Genie das Bewußtseyn der Grösse, die es als solches hat, nicht durch das einer sittlichen Abscheulichkeit, oder doch Ungroßmüthigkeit in Beleidigung der Gesellschaft, der man Wohlstand und Ehre zu verdanken hat, verdunkeln wollen, noch weniger in jener rohen Kraftäusserung ein Verdienst finden, welche keine höhere Autorität, als die ihrige, ohne Frage, woher diese stamme, kennt, und nur die Eigenschaft eingebildeter Klüglinge, die eben so leer von Wissenschaft, als sittlichem Gefühl sind, seyn kann. Genies dieser Art sind Ruhestörer in dem Kreise ihrer Geschäfte und der Gesellschaft; Revolutionärs, nicht Reformatoren, weil sie alle bestehende Verfassungen

über den Haufen werfen, und auf ihren Trümmern neue grundlose Gebäude aufführen wollen, da die wahrhaft guten Köpfe sich nur durch Erweiterung der alten mit Hinwegnahme des Schadhaften auszuzeichnen suchen. Daß übrigens diese eine so seltne Erscheinung sind, ist eine wohlthätige Einrichtung der Natur, da bey dem öftern Wechsel der Principien und Regeln ein zu mannichfaltiger Widerstreit in Anwendung derselben entstehen, und bey einer stäten Aenderung der Gesichtspunkte man nie in das Innere Einer Ansicht tief genug eindringen würde.

In dem größten Theil der Menschen bleibt das Dichtungsvermögen nach der edlern Bedeutung unausgebildet, und daher ist es kein Wunder, daß die Anzahl denkender Köpfe so gering ist. Die Wenigsten sind aber auch in einer Lage, welche dasselbe entwickeln könnte; und für die Gattung ist ein offenbarer Vortheil dabey. Es giebt unter den gegenwärtigen Verhältnissen des Zwiespalts genug. Was sollte werden, wenn die meisten Köpfe zu denken anfiengen? — Aber ob der Geistesarme in den Schranken, die das edelste und dringendste Streben zurückhalten, sich eben so glücklich, oder wohl gar glücklicher fühle, als der weit- und hellsehende Kopf, ist eine andre Frage. Wenn er auch nichts von einem bessern Zustande weiß, weil er über den seinigen sich niemals erhoben hat, und aller beunruhigenden

Empfindungen, welche ein durchdringender Blick in das Gewebe des moralischen und politischen Uebels erzeugt, überhoben ist, so entbehrt er doch des höchsten Genusses, den einem vernünftigen Wesen das Bewußtseyn deutlicher Ideen, und eines aus Principien fliessenden Handelns gewährt, und sein vermeintes Wohlbehagen ist nichts, als der Zustand indolenter Ruhe.

B. Von den Wirkungen des unwillkührlichen Dichtungsvermögens, oder der Phantasie.

§. 35.

Die productive Einbildungskraft, in so fern sie ohne Willkühr wirkt, d. i. das Mannichfaltige der Vorstellungen nicht nach objectiven Gründen, oder Verstandes-Regeln verknüpft, sondern nach einem subjectiven Grunde, der in einem zufälligen Spiele der Einbildungskraft liegt, und dessen sich das Subject nicht bewußt wird, heißt Phantasie, und ihre Producte Einbildungen, deren Unterschied von Wahrnehmungen (§. 26.) angegeben worden ist. Da nun die Sinnlichkeit in allen ihren Wirkungen vom Verstande bestimmt werden soll, so ist ein Zustand, in welchem dieß nicht geschieht, überhaupt als Aufhebung des Gleichgewichts zwischen diesen beiden, oder wenn man unter Gemüth das ganze geistige Subject des

Menschen, in wie fern es in ihrer Vereinigung erscheint, verstehen will, als Gemüths-Störung zu betrachten. Es giebt deren mehrere, und diese können daher in einer zusammenhängenden Reihe von Betrachtungen dargestellt werden, ob sie gleich unter keinem gemeinschaftlichen Namen in unserer Sprache begriffen sind. Der einzige natürliche unter ihnen ist der Traum. Die übrigen entspringen alle aus einer Abweichung von Natur-Gesetzen, sind aber entweder vorübergehend, oder fortdauernd, wo sie Gemüths-Beschaffenheiten genannt werden müssen; und in jenem Fall einen mehr, oder weniger bemerklichen Zeitraum hindurch, zuweilen auch mit Intervallen, anhaltend. Die letztern sind die eigentlich sogenannten Gemüths-Störungen, oder **Krankheiten.**

a) Vom Traume.

§. 36.

Die Möglichkeit dieser Erscheinung läßt sich am leichtesten begreifen, wenn man annimmt, daß während des tiefen Schlafs, der ihm vorhergeht, die Wirkungen des Vorstellungs-Vermögens fortdauern, nur in so schwachem Grade, daß kein Bewußtseyn davon entsteht. Denn da in einem organischen Wesen ohne äussern Antrieb keine Veränderung erfolgen kann, so läßt sich nicht einsehen, wie die Einbildungskraft bey gänzlich aufgehobener Ver-

bindung mit der Aussenwelt eine Reihe von Vorstellungen anfangen könne, und es ist auch an sich kein Uebergang von der völligen Aufhebung der Thätigkeit zur Wiederherstellung derselben denkbar. Diese Hypothese ist wenigstens dem anscheinenden Natur-Zweck, durch den Schlaf die Denk-Organe zu stärken, nicht entgegen, weil er durch eine Abspannung ihrer Thätigkeit, ohne absolute Ruhe erreicht werden kann.

§. 37.

Sie wird aber auch wahrscheinlich, wenn man den gewöhnlichen Inhalt der Träume näher betrachtet, welcher sich an die jedesmal herrschenden Vorstellungen des Subjects, besonders die auf seinen eigenen Zustand einen Bezug haben, knüpft. Da nun diese in einer Tagszeit, wo die Aufmerksamkeit durch Verminderung und Schwächung der äussern Sinnesvorstellungen mehr auf die innern Anschauungen gerichtet wird, das Gemüth verhältnißmässig am meisten beschäftigen müssen, so läßt sich Alles leicht erklären, wenn man die Reihe der Vorstellungen, mit der man in den schlafenden Zustand übergieng, während desselben überhaupt fortdauern, und im Traume nur ihr Bewußtseyn erst wieder entstehen läßt.

§. 38.

Eine vorzüglich bemerkenswerthe Erscheinung dabey ist das verdunkelte Bewußtseyn

der Persönlichkeit, d. i. der dem Subject eigenthümlichen Maximen, Gesinnungen, Neigungen und Gewohnheiten, welches aus dem verminderten Einflusse des Verstandes auf den innern Sinn folgt. Daraus läßt sich fast alles Befremdliche in den Träumen auf eine genügende Weise ableiten. Auch wird die Wirkung des Vermögens der äussern Anschauung ganz aufgehoben, und darum werden Einbildungen mit Wahrnehmungen verwechselt.

§. 39.

b) Von den schnell vorübergehenden Zuständen eines gestörten Gemüths.

1) Der Rausch.

Ein dem vorhergehenden ähnlicher Zustand, welcher sich aber sowohl seinem Ursprung, als der Art der Aeusserung und dem Grade nach von jenem unterscheidet. Denn einmahl entsteht er nicht wie der Schlaf und in diesem der Traum aus einer natürlichen, sondern durch ungewöhnliche überspannende Reitze erzeugten Erschlaffung der Denkwerkzeuge, und zweitens schwächt er nicht nur das Bewußtseyn überhaupt, sondern zerstreut es auch, das der Persönlichkeit aber vermindert er bis zu einem viel höhern Grade, als jener, und zu dem höchsten, der überhaupt möglich ist, daher auch der herrschende Character des Subjects völlig durch denselben entstellt wird. Hier wird

jedoch das Bewußtseyn von den Gegenständen des äussern Sinnes nur verfälscht, aber so wie im folgenden Zustande der formale Zusammenhang der Gedanken aufgehoben.

Sich willkührlich in diesen Zustand versetzen, d. i. berauschen, ist eine Eigenschaft des Wilden und der ungesitteten Stände in der bürgerlichen Gesellschaft, derjenigen Temperamente, in welchen das Interesse der thierischen Sinnlichkeit am meisten genährt wird, des männlichen Geschlechts und jugendlichen Alters, weil der Mensch in allen diesen Verhältnissen mehr zu reiner physischer, weder durch Gesetze des Wohlstandes, noch der Sittlichkeit geleiteten, Kraftäusserung geneigt ist, und die Last des Lebens, theils wegen des unruhigern Temperaments, theils wegen Unmündigkeit der Vernunft nicht genugsam zu tragen weiß, daß er nicht zuweilen durch eine kurze Selbstvergessenheit sich ihrer zu entledigen suchen sollte.

§. 40.

2) Die Eckstase.

Mit beiden Zuständen, am nächsten mit dem Rausche verwandt ist die Eckstase, in welcher innere, d. i. durch Vorstellungen erregte Empfindungen, das Bewußtseyn deutlicher Begriffe einschränken. Sie kann eben so wohl durch neue Vorstellungen erregt werden, welche bey'm schnellen Wechsel der persönlichen Ver-

hältnisse entstehen, als durch solche, die im Gemüth des Bewegten bereits zum Grunde liegen, und durch äussere Veranlassungen nur geweckt, und zu einem höhern Grade von Klarheit erhoben werden. In der ersten Beziehung ist sie die Wirkung eines jeden Affects, die nicht mit der Entzückung verwechselt werden muß, die zwar dasselbe Phänomen, aber nur in Beziehung auf angenehme Empfindnisse bezeichnet. Mithin ist sie als solche eine natürliche Erscheinung, die an Jedermann unter gewissen Umständen sich äussern kann. In der zweiten ist sie bloß möglich, wo Ideen der moralisch praktischen Vernunft zu einer vorzüglichen Lebhaftigkeit ausgebildet sind, und ihnen sich zu entwickeln und darzustellen Gelegenheit verschafft wird; eine Erscheinung der Schwärmerey aller Art, so wie ihr höchster Grad. Hier erhält sie den eigenthümlichen Namen Exaltation, weil sie mehr als die gemeine Eckstase von der Spontaneität des Subjects abhängt. In beiden Fällen ist sie mit einer convulsivischen Thätigkeit der innern und äussern Organe begleitet, welche am stärksten in den Gesichtsmuskeln ist, theils weil diese mit den Gehirnfibern, von denen unmittelbar die Spannung ausgeht, in der nächsten Verbindung stehen, theils weil sie absichtlich, das Gedachte und Empfundne durch Mienen zu bezeichnen, in Bewegung gesetzt werden.

§. 41.

Sie ist von dem Rausche verschieden eben so wohl in sich selbst, als durch die Zwecke und Mittel ihrer Erregung. In Betreff des Ersten findet sich in ihr nicht nur keine Zerstreuung, sondern gerade der höchste Grad von Concentration des Bewußtseyns; in der zweiten Rücksicht geht sie zwar auch da, wo sie willkührlich entsteht, auf Erhöhung des Lebensgefühls, aber nicht in animalischer, sondern moralischer Hinsicht, und nicht auf Losreissung von unangenehmen, mit der thierischen Sinnlichkeit zusammenhängenden Empfindungen, sondern theils auf Erhebung des Geistes über die Sinnenwelt überhaupt, theils auf Erweckung einer andern Art von Empfindungen, welche aus der Anschauung des Uebersinnlichen entsteht. Die Reitze, durch welche sie geweckt wird, sind auch nicht aus jenem Gebiet, sondern entweder aus diesem unmittelbar entlehnt, oder doch mit ihm in der innigsten Verbindung, und können daher auch nur den innern Sinn afficiren.

Die Exaltation ist wohl von dem ähnlichen erdichteten Zustande der Betrüger zu unterscheiden, welche um ihren Aussprüchen eine höhere Autorität beyzulegen, die Gottheit in sich zu schauen vorgeben, und darum die Maske wahrhaft entzückter Schwärmer annehmen.

§. 42.

3) Die Fieberhitze.

Das Irrereden in Krankheiten, oder die Fieberhitze ist ein Zustand unwillkührlich dichtender Einbildungskraft, der durch äussere physische Veranlassungen hervorgebracht wird, sich am nächsten an die Gemüths-Krankheiten, und zwar die Gattung derselben, welche Tollheit genannt wird, schließt, weil das Bewußtseyn der äussern Anschauungen auch beinahe gänzlich, wie in ihr verschwindet, und das Kriterium der formalen Wahrheit in der Synthesis der Vorstellungen fehlt; und er sich nur dadurch von ihr unterscheidet, daß er ohne Affect ist, eben weil er bloß aus physischen Ursachen entspringt.

c) Von den eigentlich sogenannten Gemüths-Störungen, oder Krankheiten.

§. 43.

Mit allen den bisher genannten Erscheinungen gehören zu einer Hauptklasse die Gemüths-Krankheiten in engerer Bedeutung, weil sie gleich jenen Störungen des natürlichen Verhältnisses zwischen Verstand und Sinnlichkeit sind, (§. 35.) nur mit dem Unterschiede, daß sie länger anhalten, mit heftigern Affecten ausbrechen und der Mensch als solcher dabey mehr

interessirt ist; indem jene entweder der thierischen Sinnlichkeit allein angehören, und wenn sie auch dadurch einen Einfluß auf die denkende Substanz bekommen, dennoch den empfindenden Theil des höhern menschlichen Wesens nicht treffen, oder allein die moralische Sinnlichkeit afficiren, d. i. ein reines (so weit es überhaupt etwas Reines in unserm Gemüth geben kann) objectives Interesse erzeugen. Darum nennt man sie auch nicht Gemüths-Krankheiten, weil man unter Gemüth die innigste Vereinigung und gleichmäßige Mischung des denkenden und empfindenden Menschen versteht, ungeachtet sie wegen der **Verfälschung** des Verstandes-Gebrauchs, den sie zur Folge haben, krankhafte Zustände genannt werden könnten, und sie diesen näher verwandt, als den Gemüths-**Schwächen** sind, welche nicht Irrthum, sondern Beschränkung der Urtheilskraft erzeugen.

§. 44.

Die **nächste** Ursache der hieher gehörigen Zustände, welche auch noch einen andern gemeinschaftlichen Titel, **Verstandes-Verwirrung**, (delirium) führen, ist immer physisch, und liegt in einer Schwächung der Denk-Werkzeuge. Da diese aber eben so wohl aus einer angebohrnen Beschaffenheit des Organismus, als wegen der Wechselwirkung zwischen Geist und Körper aus moralischen Ursachen entstehen

kann, so ist eben so gedenklich, daß die entferntere letzte Ursache derselben moralisch, als physisch sey. In den meisten Fällen gehört sie zur ersten Gattung; und in allen mischen sich beide Arten von Quellen.

§. 45.

Wenn in dem Menschen-Geschlecht wirklich mit Ausnahme eines kleinen Theils das Interesse der Vernunft bey weitem von dem der Sinnlichkeit überwogen wird, so müssen die heftigsten Eindrücke auf das sinnlich afficirte Vernunft-Wesen diejenigen seyn, welche mit dem letztern mittelbar, oder unmittelbar, zusammenhängen, und es befördern, oder hindern. Da nun Neigungen nichts anders, als Einschränkungen desselben auf einen bestimmten Gegenstand sind, so muß Alles was diese überhaupt befriedigt und erweitert, oder unbefriedigt läßt und einschränkt, eine Gemüthsbewegung zur Folge haben, und da in bestimmten Individuen bestimmte Neigungen vor den andern das Uebergewicht haben, was diesen entspricht, oder zuwider ist, am meisten die Ruhe eines gegebnen Subjects erschüttern. Weil aber nur der Abbruch, der ihnen geschieht, eine fortdauernde Wirkung hinterlassen kann, da mit der Befriedigung sie in Beziehung auf ein bestimmtes Object gänzlich ausgelöscht werden, (§. 139.) so sieht man leicht, daß nur das Bewußtseyn eines unbefriedig-

ten Triebes einen bleibenden Eindruck auf das Gemüth machen, und dadurch Ursache einer Krankheit desselben werden könne.

§. 46.

Da ferner eine unmittelbare, gegenwärtig empfundne Befriedigung, oder Nichtbefriedigung des Naturtriebes, weil sie auf ein einziges Moment eingeschränkt ist, eine sehr unmerkliche Veränderung hervorbringen muß im Vergleich mit einer solchen, die zwar durch keine gegenwärtige, aber unendliche Reihe mit Gewißheit vorhergesehener Empfindungen gegeben ist, und in dieser das Wesen dessen, was man Affect schlechthin zu nennen pflegt, besteht, (§. 136.) so läßt sich ebenfalls erwarten, daß nur Gemüthsbewegungen, wie diese, d. i. vom höchsten Grade, Ursache einer permanenten Störung des Wechselverhältnisses zwischen Verstand und Sinnlichkeit werden können. Nimmt man diese Betrachtung mit der des vorhergehenden §. zusammen, so ergiebt sich, daß die moralische Ursache; welche einer Gemüths-Krankheit überhaupt zum Grunde liegen könne, immer in einem unangenehmen, d. i. aus einer eingeschränkten herrschenden Neigung, (Leidenschaft) entsprungenen Affecte gesucht werden müsse. Vielleicht wird sich auch bei näherer Untersuchung der einzelnen Zustände dieser Art zeigen, daß in den meisten Fällen jeder seine besondre Leidenschaft zur

Quelle habe, und mit besondern Affecten begleitet sey.

§. 47.

Was ihre Unterschiede betrifft, so lassen sich im Allgemeinen folgende angeben: **Erstens** fehlt in den meisten derselben nur das Bewußtseyn deutlicher und vollständiger empirischer Begriffe; übrigens bleibt nicht nur der Gebrauch des äussern Sinnes vollkommen, sondern auch das Bewußtseyn der nothwendigen Gesetze des Denkens zurück; und sogar die objective Verfälschung der Erkenntnisse wird nur am sichtbarsten in Beziehung auf die Gegenstände, welche Ursache der Krankheit sind. In einer Gattung allein (dem Unsinn) verliert das Subject nicht nur die Möglichkeit einer **logisch** richtigen Gedankenverbindung, sondern auch die Wirkung des äussern Anschauungsvermögens hört auf, wie im Traume. Daher verlieren die Urtheile in ihnen bloß den Character objectiver **Wahrheit**. Zu dieser Gattung gehören alle bis auf die eine erwähnte, in welcher auch das Bewußtseyn der Gesetze des Denkens und Anschauens überhaupt aufgehoben ist, folglich der Verstand mit sich selbst in Widerspruch geräth, und **logisch** unmögliche Urtheile erzeugt. **Zweitens** unterscheiden sie sich durch die Art ihrer Aeusserung, indem einige mit, andre ohne sichtbaren Affect sind, und ihre innere Gemüthsstimmung,

Drittens in Ansehung ihrer Ursachen und Subjecte. Die Tollheit und der Wahnsinn entspringen mehrentheils aus dem unbefriedigten Geschlechts-Triebe, und sind am meisten dem jugendlichen Alter und weiblichen Geschlecht eigen; der Wahn- und Aberwitz jener aus gekränktem Ehr-Geitz, dieser aus verfehltem Speculations-Trieb, und sind mehr eine Erscheinung des reifern Alters und männlichen Geschlechts.

§. 48.

Anlangend die nähern Unterschiede derselben, ist der **Unsinn**, oder die Tollheit, (amentia, furor) mit den heftigsten Affecten, dem Zorn und der Verzweiflung, und einer ihnen entsprechenden äussern Unruhe begleitet, daher der Seelenkranke dieser Art in einem beständigen Gespräch mit abwesenden Personen, die er in seiner Nähe glaubt, begriffen ist, weil das Bewußtseyn der äussern Anschauungen, (§. 47.) also der gegenwärtigen Raum- und Zeitverhältnisse, sammt den ihn umgebenden Gegenständen und Personen, verfälscht wird, das er häufig durch ein wildes Lachen unterbricht, dem Ausdruck der Verzweiflung sowohl, als des Trotzes gegen seine Feinde im Gefühl der durch den beschleunigten Kreislauf auf das Höchste erregten thierischen Kraft. Seine Zerstörungswuth ohne alle Rücksicht auf Lebendes, oder Lebloses, Schuldiges, oder Unschuldiges erklärt sich ebenfalls aus dem geschwächten Be-

wußtseyn der äussern Sinnes-Vorstellungen. Er entspringt öfterer aus einem ungestillten Geschlechtstriebe überhaupt, als aus der Richtung desselben auf eine bestimmte Person, und ist am meisten den ungesitteten Ständen eigen. Nicht selten entsteht er auch aus Gehirn-Verletzungen, oder ursprünglich fehlerhaften Bildungen desselben, und entwickelt sich leichter bey einem Gemisch des melancholischen Temperaments mit dem sanguinischen, als wo jenes rein angetroffen wird.

Der **Wahnsinn** (dementia) hat weniger tobende Affecten, Gram und Sehnsucht, und verschließt dieselben entweder ganz in sich, oder äussert sie mit Zeichen der Unterwerfung, Seufzen und Händeringen. Seine Gemüths-Stimmung ist die vollendetste Menschen-Scheu, so wie in dem vorhergehenden der vollendetste Menschen-Haß. Er entsteht vornämlich aus einer unbefriedigten Geschlechts-Liebe, und hat das rein melancholische Temperament zur Grundlage.

Der **Wahnwitz**, (insania) dessen nächste Quelle (§. 47.) angegeben ist, ist die eigentliche Krankheit der **Narren**. Daher ist auch sein Hauptzug ein Dünkel, welcher ihn aus der Sphäre seiner persönlichen Verhältnisse verrückt. Verleitet von diesem sucht er, wo er kann, seine Talente zu zeigen, und hascht in der Mittheilung, zu der er eben darum sehr

geneigt ist, nach Ausdrücken des Witzes. Die Affecten, welche er nährt, sind Verdruß und Aerger über die Zurücksetzungen, die ihm in der Gesellschaft begegnet sind, welche jedoch die Hoffnung, daß er einst seine Feinde noch zu Schande machen werde, mäßigt. Er findet sich wie die Tollheit auch bey weitem in den häufigsten Fällen unter den ungesitteten Ständen.

Der **Aberwitz** (vesania) ist das Resultat eines irregeleiteten speculativen Kopfs, daher er fast ohne allen Affect erscheint, weil er weder durch Beleidigungen zum Unwillen gegen Andre gereitzt ist; noch bey dem Uebergewicht des Forschungstriebes durch die Anschauung des Uebersinnlichen, auf welche er seine Hauptrichtung nimmt, zur Begeistrung erhoben wird. Nur ein geheimer Selbst-Verdruß scheint sich in ihm zu verrathen, und das vergebens erwartete Begreifen des Unbegreiflichen zur Ursache zu haben. Er ist eben so verschlossen, wie der Wahnsinn, aber nicht aus Argwohn, sondern theils aus speculativem Dünkel, theils weil sein Interesse ganz ausser dem Umkreis des Wirklichen liegt. Er zeichnet sich, wie der vorhergehende, durch mancherley besondre mechanische Geschicklichkeiten aus, und scheint gleich ihm weniger vom Temperament, als andern Ursachen abzuhängen. —

An diese Betrachtungen läßt sich noch die Darstellung zweier Gemüths-Beschaffen-

heiten knüpfen, deren Wesen in einem Hange zu unwillkührlichen Dichtungen besteht, und die sich als solche nur dadurch von jenen unterscheiden, daß sie nicht zufällige, sondern aus dem Character des Subjects, dem sie anhängen, sich selbst entwickelnde Bestimmungen sind. Sie verdienen noch mehr, als die eigentlichen Gemüths-Krankheiten Aufmerksamkeit, weil sie weit häufiger als jene sind, da sie aus nähern Quellen entspringen, und die Unglücklichen, in denen sie durch eine verwahrloste Erziehung ausgebildet sind, lebenslang wie ein unheilbares Gebrechen drücken. Sie sind die **Schwärmerey** und **Träumerey**.

1) Die Schwärmerey.

§. 49.

Beide gleichen sich in ihrem Hauptzuge, der Abgezogenheit von der wirklichen Welt, und dem Hinbrüten über gewissen, an sich anziehenden, und von dem Subject zu besondrer Klarheit erhobnen Vorstellungen. Aber das Interesse der einen ist dem der andern völlig entgegengesetzt. Der erste dieser kränkelnden Seelenzustände ist zwar nicht auf das wahre, aber doch eingebildete Gebiet des Objectiven gerichtet, und strebt daher eben sowohl das Uebersinnliche zu erforschen, als den Ideen der moralisch praktischen Vernunft Realität in der Sinnenwelt zu geben. In beiden Fällen sucht sie sich neue Bahnen zu eröffnen, weil sie in

einen fremden Gesichts- und Wirkungs-Kreis sich zu versetzen weder fähig, noch wegen ihres mehr thätigen, als leidenden Characters aufgelegt genug ist. Weil sie aber von der allgemeinen, natürlichen Art zu empfinden abweicht, so geht sie in ihren Speculationen und Plänen überall von unstatthaften, und dem gemeinen Menschensinn widersprechenden Voraussetzungen (Paradoxien) aus. Darum findet sie mit denselben nicht nur bey Andern keinen Eingang, sondern hemmt auch ihre eigne sichtbare Thätigkeit, weil sie nicht im Besitz aller empirischen Bedingungen ist, die zu einem ungehinderten Fortgange derselben nothwendig sind. So sehr sie also das Interesse der Wahrheit und Sittlichkeit zu befördern strebt, so wenig leistet sie dennoch in der wirklichen Ausführung. Doch ist sie wegen des hohen Werths, den Ideen und ein reines sittliches Gefühl an sich haben, immer ein Gegenstand der Achtung für Personen von edlerer Denkart, und eröffnet sich selbst zum Ersatz der mannichfaltigen Bedrängnisse, welche sie durch ihre häufigen Anstösse in der Gesellschaft sich zuzieht, eine Quelle des höhern Genusses, der sie leicht zu einer selbstgenügenden Vergessenheit ihres gegenwärtigen Zustandes erhebt.

§. 50.

Sie verbreitet sich in alle Gebiete des Idealen, und ist daher überhaupt entweder specu-

lativer, oder **praktischer** Art. Jene äussert sich in der unbedingten Annahme erdichteter übersinnlicher Wesen, ohne sie durch eine gefühlte Nothwendigkeit zu rechtfertigen, indem sie ihre Begriffe von denselben als hinreichende Kriterien ihrer Gültigkeit ansieht. Sie wird daher ein **dogmatischer Supernaturalismus**, der eine Metaphysik als Wissenschaft aufrichtet, die er an die Spitze der Erfahrungserkenntnisse stellt, und in so fern er vorzüglich zur Erklärung des Daseyns der Erscheinungen auf die Begründung eines absolut selbstständigen und realsten Wesens Rücksicht nimmt, sich im **transcendentalen Deismus** offenbart. Der Supernaturalismus des gemeinen unbelehrten Verstandes, welcher Erscheinungen aus übernatürlichen Gründen ableitet, nicht in so fern ihre Gesetze zur Erklärung derselben nicht hinreichen, sondern, weil ihm die Wissenschaft dieser Gesetze fehlt, wird **Aberglaube** genannt.

Wird die religiöse Schwärmerey mehr praktisch, d. i. erhält sie eine nähere Beziehung auf den Cultus, als die Dogmen, so geht sie in Fanatismus und Pietismus über, die beide einem blind geglaubten und sklavisch verehrten göttlichen Wesen dienen, nur jener mehr durch ein äusseres prunkhaftes Cärimoniell mit intolerantem Verfolgungsgeist, dieser mehr mit innerer Erhebung des Geistes und ruhigem

Belehrungseifer. Ist ihre Tendenz rein moralisch, so geht sie entweder auf strenge Uebung des reinen Sittengesetzes, und wird Ascetismus, eine den Bedürfnissen der menschlichen Natur unangemessene Einschränkung des Glückseligkeitstriebes, die nach ihren verschiednen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens **Eremitismus**, oder **Monachismus** wird; oder sie macht sich die Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt in allen ihren wichtigsten Angelegenheiten, der Gesetzgebung, Regierung, den Wissenschaften, Erziehung u. s. w. zum Zweck, und heißt in allen diesen Beziehungen wegen des Leidenschaftlichen in ihrem Verfahren **Enthusiasmus**.

Eine Schwärmerey, die auf empirische Zwecke gerichtet sey, giebt es nicht.

§. 51.

Die Temperamente, welche am meisten dazu hinneigen, sind das ätherische und melancholische, weil sie ein objectives Interesse nähren (§. 165.) und wegen der schwachen thierischen Erregbarkeit zu wenig äussere Empfindungen aufnehmen, um ihre Ideen dadurch den Bedingungen der Sinnenwelt gemäß zu bestimmen. Doch giebt ihnen jedes durch die Eigenthümlichkeit seines Characters eine eigne Aussenseite. In dem ätherischen ist sie mehr ein freudiges Hinschauen auf den zukünftig gehoff-

ten Zustand einer übersinnlichen Ordnung der Dinge, in dem melancholischen ein scheuer Rückblick auf die strafende Gerechtigkeit eines mächtigern Wesens, das sie über sich als Richter erkennt, daher sie dort zu Andachtsübungen, welche eine symbolische Darstellung der höhern Welt enthalten, hier zu Abbüssungen der verdienten Strafen, die sie fürchtet, geneigt macht. Dabey ist sie in jenem mehr zur Idee des Ueberirrdischen und Göttlichen erhoben, in diesem mehr in die Empfindung des gegenwärtig eingeschränkten Zustandes und dumpfes Nachsinnen über das Unerforschliche versunken.

§. 52.

In diesen Temperamenten ist auch ihre letzte und hauptsächlichste Quelle. Aeussere Umstände aber können sie unterhalten und erhöhen, oder in ihren Aeusserungen einschränken und vermindern. Zu der ersten Gattung gehört Alles, was den äussern Sinn weniger beschäftigt und den innern verhältnißmässig zu stark erregt, folglich angestrengtes und nicht nach Regeln psychologischer Diät angestelltes Nachdenken über abstracte Gegenstände, lange Einsamkeit (selbst in den Umgebungen der üppigsten Natur, deren Anschauung, wenn sie nicht Untersuchung ihrer einzelnen Producte zum Zweck hat, mehr die Ideen der Vernunft rege macht, und die Einbildungskraft in's Unbestimmte zu schweifen veranlaßt, als sie Ver-

stand und Sinne in Thätigkeit setzt) noch mehr aber als diese eine gänzliche Zurückziehung von Geschäften, einerseits, weil nichts so sehr den Menschen aus seiner angewiesnen Sphäre versetzt, als wenn er sich von der Verbindung mit der Gattung, zu der er gehört, losreißt, andererseits es keines sichtbaren Bandes bedarf, um sich im Zusammenhange mit dem Ganzen zu fühlen, und durch diese eindringendste aller Empfindungen den Wirkungen einer schwärmenden Phantasie Einhalt zu thun. Daß ausser dieser auch alle übrige den genannten gegenüberstehende Situationen Mittel seyn müssen, ihre Wirkungen zurückzuhalten, und sie zu schwächen, ergiebt sich von selbst.

§. 53.

Die ätherische Schwärmerey findet sich in den gesitteten Ständen selbst bey melancholischen Temperamenten häufiger, als die melancholische, weil jene sich mehr mit der ihnen eigenthümlichen Cultur und daraus hervorgehenden Denkart verträgt, und der natürlichen Gemüthsbeschaffenheit ihre bessere Erziehung durch künstliche Mittel entgegenwirkt, diese dagegen mehr in den ungesitteten, weil hier der Verstand wenig aufgeklärt, und das Herz mehr an erschütternde, als erweckende Empfindungen gewöhnt wird. Uebrigens sind beide von keinem Geschlecht und Alter ausgeschlossen; doch in dem Weibe und Jüngling wegen ihrer reg-

samern Einbildungskraft unter gleichen Umständen erhitzter, als in dem kältern Manne und Greise, wo überdieß die Vernunft zu einer größern Selbstständigkeit gelangt, durch bittre Erfahrungen mislungener Versuche gewarnt, sich allmählich in die von der Natur gesetzten Schranken zurückzieht.

2) Die Träumerey.

§. 54.

Mit ihr im Grundzuge (§. 49.) einen Character bildend, aber nach der entgegengesetzten Seite ihn richtend, und dadurch seinen Werth sehr herabsetzend ist die Träumerey. Indem nämlich jene bey ihren innern Anschauungen sich an das umfassende Gebiet des Allgemeinen schließt, schränkt sie sich auf den engen Kreis ihres eignen Ichs ein. Daher zieht sie die Aufmerksamkeit des unintereſſirten Beobachters weniger als ihre Verwandte auf sich, und ist mehr ein Gegenstand der Verachtung, als des Mitleids, oder der Furcht. Der Forscher und Erzieher des Menschen aber muß die eine sowohl als die andre kennen lernen, nur daß die letztre ihres beschränktern Gebiets wegen weit weniger Stoff zur Zeichnung bietet, und der Haupt-Punkt der Betrachtung mehr in dem liegt, was sie **nicht** thut, als was sie thut.

§. 55.

Diese Unthätigkeit zeigt sich in der mangelnden, oder sehr geringen Theilnahme an Beförderung der Wahrheit, Sittlichkeit und allgemeinen Glückseeligkeit. Die Temperamente, denen sie anhängt, sind die beiden unedelsten, das phlegmatische und hecktische, wie sich aus ihrem Character (§. 166.) leicht begreifen läßt. In jenem aber äussert sie sich mehr als leeres Gedankenspiel, d. i. eine Beschäftigung des Vorstellungs-Vermögens mit unrichtigen Gegenständen, und ohne den Zweck der Nachforschung; in diesem mehr als beengende Sorgfalt für die Erhaltung des eignen thierischen Wohlseyns. In jenem schließt sie sich nicht von dem äussern Antheile an den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens aus, nur ohne gemeinnützigen Endzweck, und Ausbreitung über das Geforderte; in diesem aber zieht sie sich von der Mitwirkung zur allgemeinen Sache gänzlich zurück.

§. 56.

Alles, was die Schwärmerey vermehrt und erweitert, in so fern es den Sinn von der wirklichen Welt ablenkt, unterhält und erhöht auch diese. Da es ihr aber ausser der Lebhaftigkeit äusserer Empfindungen auch an eindringendem innern Gefühl, und an allem objectiven Interesse fehlt, woran es jener nicht mangelt, so können nicht alle Situationen einen gleichen Einfluß auf beide haben. Daher ist begreif-

lich, warum sie zur Betrachtung der Gegenstände, welche die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Nachdenkens ausmachen, vielmehr zu ermuntern, als darin einzuschränken sey, weil diese die stärksten innern Empfindungen, d. i. ein objectives Interesse, erzeugen. Einsamkeit aber, besonders wenn sie weder durch Reitze der Natur, noch der Künste und Wissenschaften, belebt wird, und Unthätigkeit, oder auch nur unbestimmte, und nicht auf gemeinnützige Zwecke gerichtete Thätigkeit haben dieselbe Wirkung bey ihr, wie bey jener.

§. 57.

Mehr zu ihrer Entwicklung tragen die Verhältnisse der ungesitteten, als gesitteten Stände bey, weil diesen wegen ihrer größern Wohlhabenheit und in der bürgerlichen Gesellschaft angewiesnen Bestimmung eine Bildung gegeben wird, die weit mehr das Interesse des Nachdenkens und der höhern Sinnlichkeit weckt, und das Temperament, wo es darauf hinführen sollte, früh genug einschränkt. Auch verträgt sie sich weniger mit der größern Erregbarkeit des weiblichen Geschlechts und jugendlichen Alters, wo nicht andre Umstände sie begünstigen.

Die Einbildungskraft ist allerdings nicht nur die Quelle der innigsten und edelsten Em-

pfindungen, sondern auch die Mutter aller Wissenschaften und Künste, weil der Verstand ungeweckt von den Reitzen der Sinnlichkeit niemals zu einer Erkenntniß der Dinge gelangt seyn und ohne die Freiheit innerer Anschauung sich nicht über das beschränkte Feld des Wirklichen und die Ansicht der rohen Natur erhoben haben würde. Aus ihr entspringen alle Triebfedern zur Ausübung des Sittlich-Guten, welche in der Idee desselben an sich nicht enthalten sind; sondern nur in wie fern es durch eine Anschauung dargestellt wird, die um so wirksamer seyn muß, je umfassender und gehaltvoller sie die Einbildungskraft zu erzeugen im Stande ist. Aber aus derselben Quelle fliessen auch die höchsten Quaalen und Befleckungen des Menschen, wenn ihrer leeren und unbestimmten Thätigkeit weder durch Sinne ein Gegenstand, noch durch den Verstand die Regel gegeben wird. Weise Erzieher müssen also sorgen, nicht sie selbst in Schranken zu setzen, weil mit ihr die Keime des geistigen Lebens erstickt werden, aber neben ihr die andern Gemüthsvermögen immer gleichen Fortschritt in der Entwicklung halten zu lassen. — Der Vorstellungs-Trieb strebt wie eine jede, in der Natur vorhandne Kraft, unaufhörlich nach einem Gegenstand seiner Thätigkeit, und nimmt ihn, woher er sich biete. Folglich muß der Mensch, wenn die äussere Welt diesem Triebe keine, oder nicht die erwünschte

Nahrung giebt, sich in sein Inneres zurückziehe, und nach Maaßgabe des Temperaments ein Phantast, oder Träumer werden. Wo ist aber jene äussere Welt, die ihn beschäftigen soll? — Liegt sie in der Natur, oder Kunst, Gesellschaft, oder Einsamkeit, im öffentlichen, oder Familien-Kreise, der Arbeit, oder den Zerstreuungen? — In keinem von diesen Dingen an sich, sondern lediglich in den Verhältnissen, worein der Mensch zu ihnen gesetzt wird. Nur wo er mit seinem ganzen Wesen eindringen kann, wo er nicht nur blinder und kalter Zuschauer ist, sondern erkennt, und sich in das Interesse des Gegenstandes gezogen fühlt, wo er der eindringenden Empfindung eine gleiche Wirkung entgegensetzt, da ist er ganz Mensch, und da seine volle Theilnahme.

Vierter Abschnitt.

Von der reproductiven Einbildungskraft.

§. 58.

In so fern die Sinnlichkeit den durch äussere Eindrücke ihr gegebnen Stoff völlig (sowohl der Form, als Materie nach) unverändert wieder in sich darstellt, heißt sie das Vermögen der reproductiven Einbildung, deren bereits (§. 16. 24.) Erwähnung geschehen ist. Auf ihrer Wirkung beruht die Function des

Gedächtnisses, dessen Gebrauch zwar nicht zu neuen Erfindungen, aber doch das Erfundne in unverfälschter Gestalt zu erhalten und verbreiten dient.

§. 59.

Da dem Grundbegriffe eines sinnlich organisirten Wesens gemäß in einem solchen keine Thätigkeit ohne äussere Antriebe möglich ist, Vorstellungen aber nur durch Vorstellungen geweckt werden können, so kann nur durch irgend eine gegenwärtige äussere Anschauung das Bewußtseyn einer vergangnen, deren Gegenstand selbst aus unserm Wahrnehmungskreise entschwunden ist, und die also unmittelbar nicht wieder entstehen kann, geweckt werden.

§. 60.

Ist aber nur Eine Vorstellung auf diese Art von aussen gegeben, so entsteht durch sie eine ganze Reihe von Anschauungen, die sich innerlich unter einander selbst erwecken, und mit sich, so wie mit jenen ersten, die sie sämmtlich erzeugte, im Zusammenhange stehen. Die Gründe dieses Zusammenhangs sind verschieden, und werden durch die bekannten Formeln der sogenannten Ideen-Association ausgedrückt. Jedoch lassen sie sich sämmtlich unter zwey Haupt-Gesichtspunkte fassen.

§. 61.

Ein Haupt-Grund der Synthesis der Vorstellungen bey Wiedererweckung derselben ist

das Princip der Gewohnheit, die nichts anders als eine subjective Nothwendigkeit ist kraft des allgemeinen Gesetzes, daß eine Reihe aufeinanderfolgender Erscheinungen in der angenommenen Richtung fortläuft, wenn nicht ein andrer stärker wirkender Anstoß als der, durch den sie erzeugt ward, erfolgt. Diese Art der Synthesis muß demnach eine subjective, oder empirische genannt werden. Die Formel, durch welche sie bestimmter angegeben wird, heißt: **Vorstellungen, die einmal (willkührlich, oder unwillkührlich) nach einander entstanden sind, müssen, wenn die erste derselben wiedererregt worden ist, auch alle mit ihr und in der vorigen Ordnung erneuert werden.** Da nun das Gedächtniß von den Wirkungen der reproductiven Einbildungskraft abhängt, so müssen auch seine Functionen dieser Regel gemäß seyn, und es kann von ihnen sogleich hier gehandelt werden.

A. Von der willkührlich reproductiven Einbildungskraft, oder dem Gedächtniß.

§. 62.

Dieses Vermögen unterscheidet sich dadurch 1) von der reproductiven Einbildungskraft schlechthin, daß es, wie schon der Titel ankündigt, immer mit Willkühr wirkt; 2) von der für sich wirkenden Einbildungskraft über-

haupt, (man mag sie als productiv, oder reproductiv betrachten) daß es nicht wie diese bloß Anschauungen, sondern auch die zu diesen gehörigen Begriffe wieder zum Bewußtseyn bringt, mithin die Wirkungen des Verstandes und der Sinnlichkeit in sich vereinigt.

§. 63.

Willkühr wird vorausgesetzt bey der **Apprehension** des empirisch Mannichfaltigen, in so fern nicht ohne absichtliche Richtung der Aufmerksamkeit auf eine Reihe successiver Vorstellungen sich erklären läßt, wie das Gemüth so bald eine Fertigkeit erlangen könne, alle, oder doch die meisten Glieder derselben unabhängig mit Bewußtseyn darzustellen. Denn daß sie an **sich** bey jeder Veranlassung erneuert werden, und kein Glied der Reihe dabey fehle, ist aus dem Natur-Mechanismus begreiflich und durch denselben nothwendig. Wie sie aber mit **Bewußtseyn** wieder erscheinen, leuchtet nicht daraus ein, da die Natur nur das blinde Spiel des Organismus in ihrer Gewalt hat, alles Bewußtseyn aber erst durch die Wechselwirkung zwischen ihr und der Freiheit möglich wird.

Wenn man zugiebt, daß überhaupt bewußtlose Vorstellungen möglich sind, so wird man nicht zweifeln, daß es ähnliche Wiederhohlungen derselben geben könne. Es lasseu sich auch ohne diesen Unterschied die Gesetze der Ideen-Association (§. 61. 74.) gar nicht rechtfertigen, weil wir uns

in den seltensten Fällen aller Glieder, die in der Reihe der apprehendirten Vorstellungen enthalten waren, wieder bewußt werden.

§. 64.

Dieses willkührliche Auffassen eines gegebenen Mannichfaltigen der Erfahrung, wenn es sich auf eine Reihe zusammenhängender Erkenntnisse bezieht, nennt der gemeine Sprachgebrauch **Memoriren.** Wenn es nach Regeln geschieht, so nennt man den Inbegriff dieser eine Gedächtniß-**Kunst**, (ars mnemonica.)

Eigentlich sollte man diese Gedächtniß-Kunde nennen, (ἐπιστήμη) weil sie sich eben so zur wirklichen Gedächtniß-Kunst, (τέχνη μνημονική) verhält, wie die Heil-Kunde zur Heil-Kunst, und überhaupt Theorie zur Praxis.

§. 65.

Was nun die nach Regeln zu sichernde Aufbewahrung mitgetheilter Erkenntnisse betrifft, so fällt erstens bey näherer Betrachtung sogleich ein Haupt-Unterschied zwischen ihnen selbst in die Augen, der ihren Inhalt anlangt, und einen ganzen Theil von dem Geschäft des Gedächtnisses völlig hinwegnimmt. Für alle Erkenntnisse nämlich, welche analytischer Art sind, wird dessen Operation nicht erfordert, in so fern die Reihe von Vorstellungen, welche sie ausmachen, in einem nothwendigen innern Zusammenhange steht, und also deren successive Erzeugung im Bewußtseyn unabhängig

von einer mechanisch wirkenden Kraft erfolgen muß. Daher kommt es bey ihnen nur darauf an, daß die Begriffe, aus denen sie sich entwickeln lassen, vollständig und deutlich aufgefaßt werden, ohne daß man auf die Folgerungen derselben besonders zu achten hat. Sonst erfordern sie eben die Zurüstung, welche bey der entgegengesetzten Art nöthig ist, und was an sich analytisch ist, wird für den, der den Zusammenhang der Begriffe nicht einsieht, synthetisch.

§. 66.

Bey dieser zweiten Gattung von Erkenntnissen, die aus der Erfahrung gezogen werden, ist es, wo die Natur uns allein mit ihrem Mechanismus unterstützen muß, weil sich ohnedem gar nicht einsehen ließe, wie wir aus bloßen Aggregaten von Anschauungen, dergleichen doch die sind, welche nicht nach Begriffen zusammenhängen, jemals vollständige und sichere Erfahrungs-Wissenschaften zu erzeugen im Stande wären. Da wir sie nun zugleich zur Erreichung ihres Endzwecks auf mehr, als eine Weise, zu unterstützen haben, so entsteht auch hier ein bestimmteres Regulativ für die Apprehension.

§. 67.

Die Erneuerung einer aufgefaßten Reihe von Vorstellungen durch eine gegebene äussere Anschauung, die zu ihnen eine Beziehung hat,

hängt allein von todten Naturkräften ab, und erfolgt dem oben (§. 61.) angegebenen Gesetze gemäß. Wie viele Glieder aus derselben aber, und in welchem Grade zum Bewußtseyn erhoben werden, das kann nicht die alleinige Folge eines Natur-Gesetzes seyn, sondern muß von der Mitwirkung unsrer Freiheit abhängen, und kann nicht anders, als nach dem Verhalten des Gemüths im Zustande der Apprehension bestimmt werden. Da es sich nun bey diesem nur durch die Grade seiner Thätigkeit unterscheidet, weil ein absolut leidender Zustand desselben sich nicht denken läßt, so wird man im Allgemeinen behaupten können: Je umfassender und inniger die Wirksamkeit des bey der Apprehension der Vorstellungen thätigen Bewußtseyns war, desto umfassender und inniger wird auch die Thätigkeit des die **Wiedererweckung** begleitenden seyn, oder desto deutlicher und klärer werden sie von dem Gedächtniß wiedergegeben werden.

§. 68.

Eine Erkenntniß aber wird **klar** in's Bewußtseyn gefaßt, wenn man alle Theile derselben zu einem verknüpft, weil dadurch die Thätigkeit des Vorstellungs-Vermögens auf einen Punkt gerichtet, folglich dessen intensive Größe erhöht wird, Klarheit der Vorstellungen aber sich auf die Stärke des Bewußtseyns bezieht. Diese Verknüpfung des Mannichfaltigen ge-

gebner Erkenntnisse ist eine Function des Verstandes, weil Alles, was den Inhalt empirischer Erkenntnisse ausmacht, nur durch Begriffe vollkommen vereinigt werden kann, in der äussern und innern Anschauung aber immer getrennt bleibt. Nun liegt in synthetischen Erkenntnissen als solchen freilich kein unmittelbarer Grund der Verknüpfung. In allen Fällen aber läßt sich bey ihnen ein solcher mittelbar nachweisen. So hängt eine jede Reihe historischer Thatsachen durch die Einheit der Person des Zwecks, Orts, oder der Zeit u. s. w. zusammen.

§. 69.

Das verknüpfte Mannichfaltige aber muß wieder aufgelößt werden, wenn es eine deutliche Erkenntniß bilden, d. i. wenn man alle Theile derselben mit Bewußtseyn vorstellen, oder diesem die höchste mögliche extensive Größe geben soll. Dieß ist eine höhere Wirkung des Verstandes, welche zu neuen Synthesen führt, die hier aber, wo es blos auf Trennung des Zusammengesetzten ankommt, nicht weiter berücksichtigt werden. Soll nun hierbey kein Glied in der Reihe zu einander gehöriger Vorstellungen übersehen werden, so muß die Entwicklung auf die Weise geschehen, daß auf jedem derselben die Aufmerksamkeit lange genug verweile, bis sie es vollkommen gefaßt hat, um es von den andern zu trennen.

§. 70.

Diese durch die Verstandes-Thätigkeit erhöhte, und über das Ganze des zu apprehendirenden Objects verbreitete Aufmerksamkeit ist völlig zureichend, um uns der Vollständigkeit und Richtigkeit unsrer Vorstellungen bey ihrer Wiederhohlung im Gedächtniß zu versichern; und sie bleibt der Erfahrung gemäß niemals ohne einen der aufgewandten Mühe entsprechenden günstigen Erfolg. Sie überhebt des Gebrauchs aller künstlichen Mittel, die im Wesentlichen insgesammt darauf hinzielen, ungewohnte Vorstellungen auf irgend eine Weise mit bereits geläufig gewordnen in Verbindung zu bringen, wodurch zwar eine anscheinende Erleichterung versprochen, in der That aber oft eine doppelte Last aufgebürdet wird, wobey man doch andererseits die Natur ihr Geschäft zu vernächlässigen antreibt, und sie wie bey dem Gebrauch aller künstlichen Reitze ihrer ursprünglichen Unabhängigkeit beraubt.

§. 71.

Die Belebung der Aufmerksamkeit bey'm Auffassen des Gegebnen hängt von dem Interesse ab, was man daran nimmt; welches die Vortheile, die eine glückliche Organisation, natürliche Munterkeit des Alters, Geschlechts, Temperaments, oder andre begünstigende Umstände gewähren, ersetzt, und zuweilen auch überwiegt.

§. 72.

Ausser diesem Gebrauch der Willkühr in der Apprehension muß dieselbe auch bey Erneuerung der Vorstellungen Statt finden, wenn sie unabhängig von äussern Veranlassungen geschehen soll. Die Handlung, durch welche sie sich hierbey äussert, heißt **Besinnung**. Die Fähigkeit, sich schnell zu besinnen, d. i. die zur Ueberlegung gehörigen Data zu sammeln, giebt Anlage zur Entschlossenheit. Wem sie fehlt, der hat das Ansehen eines Träumers. **Besonnenheit** ist theils die Stärke des Temperaments, einer schnellen Besinnung in dem Maaße fähig zu seyn, als zu der schleunigsten Folge zwischen Antrieb und Handlung erfordert wird; theils die Festigkeit der Maxime, nicht eher zur letztern zu schreiten, als bis man alle zu erwägende Rücksichten gefunden zu haben glaubt.

§. 73.

Kommt zu der erneuerten Vorstellung das Bewußtseyn, daß sie eine solche sey, so heißt sie **Errinnerung**. Dieß kann an sich betrachtet eben so wohl durch den erneuerten Sinneseindruck von dem Gegenstand, auf den sie sich bezieht, als durch eine Wirkung des Gedächtnisses, oder der unwillkührlich reproducirenden Einbildungskraft geschehen. Wenn man aber bedenkt, daß in den letztern Fällen die Aufmerksamkeit mehr auf das vorgestellte Object, als dessen Verhältniß zu unserm Ge-

müth gerichtet seyn, umgekehrt bey der Wahrnehmung, welche als äussere Erregung eine merklichere Veränderung unsres Zustandes erzeugt, mehr auf diesen reflectirt werden müsse, so wird begreiflich, warum die Erinnerung in der Regel gerade da eintritt, wo die Einbildungskraft ihrer Function, die Vorstellung hervorzubringen, ermangelt. Mithin kann man nicht sagen, daß sie eine mit verdoppelter Reflexion begleitete Gedächtniß- sondern vielmehr aus diesem verschwundne, und mit dem Bewußtseyn davon wieder eintretende Vorstellung sey.

§. 74.

Die Vollkommenheiten des Gedächtnisses in Ansehung seiner Grösse sind theils sein Umfassungs- und Behaltungs-Vermögen, theils die Leichtigkeit in Aufnahme und Wiedererweckung der Vorstellungen. In Ansehung der Beschaffenheit giebt es nur eine, die Fähigkeit einer richtigen Wiederherstellung des Gegenstandes im Bewußtseyn; d. i. die Treue, welche im herrschenden Sprachgebrauch zuweilen mit der protensiven Grösse desselben verwechselt wird. Sie hängen von der Organisation ab, wiewohl sie nicht allein in ihr gegründet sind, und schränken einander zum Theil ein. Wer schnell aufnimmt, und leicht sich besinnt, hat immer nur einen kleinen Vorrath an Gedächtniß-Vorstellungen, und wechselt damit, weil

Leichtigkeit der Erregung jederzeit die Dauer ihrer Wirkung beschränkt.

Das Besinnungs-Vermögen ist eine Stärke des Menschen, welche von den Wenigsten, die sie besitzen, gekannt wird, weil sie sich im Gebrauch desselben entweder niemals versucht, oder die Versuche falsch angestellt, und darum die Natur in ihrem freien Gange gehindert haben. Es ersetzt dem langsam Begreifenden immer in der Hauptsache das, was ihm an Behendigkeit des Denkens abgeht, und führt wegen der ruhigen Stimmung, in die es versetzt, schwache Köpfe auf manche von Andern übersehene Unterschiede. In moralischer Rücksicht ist es die kräftigste Waffe gegen stürmende Affecten, weil nur Veränderung der Ansichten, und niemals der reine Wille die Entschliessungen anders bestimmt. Aber die Wenigsten lassen sich Zeit zur Besinnung, weil sie entweder bey einem unruhigen Temperament ihrer nicht fähig sind, oder das von ihr nicht erwarten, was sie leistet; oder sie experimentiren auf eine ungeschickte Weise. Spannung der Fiebern, womit es die Meisten dabey anfangen, ist gerade das unzweckmässigste Verfahren. Denn sie verlangt Ablenkung des innern Sinnes von der Reihe der Vorstellungen, die ihn bis dahin beschäftigte, also Ruhe, und nicht Verstärkung der Bewegungen. Erst

nach dieser momentanen Hemmung des Bewußtseyns darf eine, aber nur sehr gemässigte, Erhebung desselben folgen, ohne die überhaupt kein klares und deutliches Denken möglich ist. — Vorurtheile würden weit seltner seyn, wenn man sich gewöhnte, bey der ersten Ansicht der Dinge seine innere Stimme darüber ruhig abzuhören. Ist dieser günstige Augenblick abes verfehlt, so hält es bey der ernstlichsten Ueberlegung schwer, das Falsche darin zu entdecken. Wie viel Zeit und Verdruß könnte man sich auch ersparen, wenn man an die Ausführung eines Plans nicht eher gienge, bis man denselben im Ganzen gefaßt hat, weil jede Aenderung in der Mitte entweder das System verrückt, oder eine neue Anlage nöthig macht.

B. Von den unwillkührlichen Functionen der reproductiven Einbildungskraft.

§. 75.

Aus den Erklärungen der vorhergehenden §. ergiebt sich, daß die, der willkührlichen Synthesis reproducirter Anschauungen entgegenstehende diejenige seyn müsse, welche weder bey Auffassung noch Erneuerung derselben vom Willen abhängt. Sie hat ein geringeres Interesse, als jene, indem sie dem Menschen mehr durch Vergegenwärtigung des empfundenen Schönen und Angenehmen zum Genusse seines Lebens, als dessen nützlicher Anwendung für Andre dient.

Es kann befremden, daß überhaupt da von einer Willkühr bey Apprehension der Vorstellungen gesprochen wird, wo man es bloß mit der Reproduction derselben zu thun hat. Allein der Lehrsatz des §. 67. daß das Bewußtseyn in dieser seinem Verhalten bey jener gemäß bestimmt werde, wird dieß Befremdende völlig aufheben.

§. 76.

Bey ihr tritt das zweite Haupt-Gesetz der Ideen-Association ein, von dem bis dahin die Rede nicht hat seyn können, weil es zu den Wirkungen des Gedächtnisses in der Hauptsache Nichts beyträgt. Es ist das Gesetz der **logischen Affinität**, welches also einen **objectiven** Grund der Verknüpfung ausdrückt, und durch folgenden Satz sich bestimmt: **Vorstellungen werden durch einander erregt, wenn sie zu gleichen Gattungen, oder Arten gehören, und desto leichter, je näher diese einander liegen.** Doch ist hier auch die oben (§. 61.) angegebne empirische oder subjective Synthesis wirksam, wie bey dem Gedächtniß, nur daß dabey aller Antheil der Willkühr ausgeschlossen bleibt.

Der Unterschied, welchen man sonst zwischen den Gesetzen der Ordnung und Gleichzeitigkeit machte, die beide auf dem Grunde dieser letztern Art der Synthesis beruhen sollten, muß hinwegfallen, weil alle Simultaneität des Bewußtseyns nur scheinbar ist, und was auch im Raume an sich selbst als neben einander liegend auf einen Zeitpunkt bezogen wird, dennoch in ihr nicht anders, als nach einander, nur so schnell, daß wir dessen Folge nicht wahrnehmen, erscheinen kann.

Fünfter Abschnitt.

Von dem Antheile des Verstandes an den Wirkungen des Erkenntniß-Vermögens.

§. 77.

Man erklärt den Verstand insgemein als das Vermögen, ein gegebnes Mannichfaltige zur Einheit des Bewußtseyns zu verknüpfen. Aber dieß kann sein wesentliches Geschäft nicht seyn, weil die Sinnlichkeit eben dasselbe, nur in niederm Grade, thut. Denn die Formen der reinen Anschauung, welche aus dieser entspringen, sind wie die Formen des reinen Denkens einfache Stammbegriffe, unter denen die Dinge insgesammt als Erscheinungen stehen, und so wie der Verstand durch Beymischung des Empirischen vermittelst seiner Synthesis das Reale bestimmt, so bestimmt auch sie auf jenem Wege dasselbe vermittelst der ihrigen. Mithin sind beide sich vollkommen gleich, in wie fern sie als bloß formale Vermögen durch eine vorhergehende Handlung des Bestimmens gegebene Gegenstände zur Einheit des Bewußtseyns verknüpfen, und es bleibt nichts weiter zum Unterschied für sie übrig, als daß jener das Mannichfaltige der Dinge überhaupt; (was jedoch immer nur ein leeres Vermögen bleibt, da ausserhalb der Sinnenwelt kein Object seiner Thätigkeit angewiesen wird) diese bloß das Mannichfaltige der Erscheinungen verknüpft,

und in den Bestimmungen dieser (durch Absonderung der Individuen) sich nicht bis zur höchsten Einheit der empirischen Analyse erhebt, sondern ihre Producte einer weitern Bestimmung des Verstandes überläßt.

Daher sind sie auch wirklich, wie Leibnitz behauptete, bloß dynamisch von einander verschieden, in wie fern das Vermögen des Verstandes sich theils über das Gebiet der Sinnlichkeit hinaus erstreckt, theils, in wie fern er mit ihr die Erfahrungserkenntniß erzeugt, ihre Wirkungen den seinigen unterordnet. Auch kann man um deßwillen keinen specifischen Unterschied derselben behaupten, weil die Erkenntniß ihrem Inhalte nach aus der letztern entspringen soll. Denn sie enthält so wenig, als der Verstand, Etwas von einem Gegenstande in sich, da ihre Producte nichts weiter, als die reinen Formen der Ausdehnung und des Wechsels sind. Sie nimmt ihn nur zuerst durch die Einwirkung eines von dem Ich völlig verschiedenen Wesens in sich auf, und läßt ihn durch sich in den Verstand übergehen. Der Irrthum bey jener Behauptung lag also bloß darin, wie Wolf und seine Nachfolger den von dem Erfinder ihres Systems aufgestellten Lehrsatz bestimmten, daß das Denkvermögen ohne Beyhülfe der Sinnlichkeit über Gegenstände der Erfahrung a priori urtheilen, und daher auch auf Dinge an sich gehen könne, und dem Anschauungs-Vermögen nicht nur gar keine eigenthümliche Function in Beziehung auf die Erkenntniß zukomme, sondern sie vielmehr durch ihre Art, Gegenstände in concreto darzustellen, derselben hinderlich sey.

§. 78.

Die Handlung des Verstandes aber, durch welche gegebene Anschauungen bestimmt werden, ist eine **abstrahirende Synthesis**, d. i. eine Absonderung des Verschiedenartigen in den

Erscheinungen von ihrem gemeinschaftlichen Inhalt, wodurch eine Vereinigung derselben im Bewußtseyn möglich wird. Dadurch entstehen die Begriffe von Arten und Gattungen derselben, welche durch das Gedächtniß aufbewahrt den Vorrath des empirischen Verstandes ausmachen, und bey fortgesetzter Vergleichung der Individuen durch wechselseitige Trennungen und Verbindungen in's Unendliche fortgehen. Das Vermögen diese zu erzeugen wird auch im gemeinen Sprachgebrauch das des Abstrahirens, oder Begreifens genannt.

Die Sinnlichkeit trennt zwar einerseits die Erfahrungsgegenstände weiter, als der Verstand, indem das Object, dem im intellectuellen Bewußtseyn eine Bestimmung entspricht, durch die Anschauung in eine unendliche Mannichfaltigkeit gegliedert wird. Dagegen vermischt sie überall den Character der Individualität mit den zur Gattung gehörigen Merkmalen, und durch jene Trennung bestimmt sie die Erscheinungen nicht ihrem Inhalte, sondern bloß ihren äussern Verhältnissen gemäß.

§. 79.

Die Eigenschaften eines vollkommenen Verstandes werden demnach auch nur in der Beschaffenheit und dem Umfange seiner Begriffe zu suchen seyn. In Beziehung auf die erste wird Klarheit und Deutlichkeit derselben dazu erfordert, von denen die letztere verschiedener Grade fähig ist, und auf ihrer höchsten Stufe Bestimmtheit, (wenn weder zu viel, noch wenig Merkmale in denselben aufgenom-

men sind) genannt werden kann. Worin sie bestehen, wird in der allgemeinen Logik erörtert. Sie lassen sich beide sowohl durch Anstrengung der Aufmerksamkeit in Beziehung auf einzelne Gegenstände, als Uebung des Denk-Vermögens überhaupt erwerben. Mehr von der Organisation hängt die Leichtigkeit des Begreifens ab, welche die Grundlage des fähigen Kopfs (capax ingenium) ausmacht, der mehrentheils in Genauigkeit der Begriffe fehlt, worin der langsam Begreifende sein Verdienst sucht, und wenn er diese nicht besitzt, mehr ein glänzendes Talent ist, das Schwätzer bildet, als gründliches Denken und Brauchbarkeit erzeugt. — In Ansehung des Umfangs seiner Begriffe ist der Verstand entweder ausgebreitet, oder eingeschränkt. Der umfassende Kopf (vastum ingenium) ist nicht immer seicht, so wenig als der, welchen man bornirt nennt, immer gründlich, weil Reichthum und Richtigkeit der Erkenntnisse einander nicht nothwendig einschränken, obgleich Eins durch das Andre nicht gegeben ist. Gleichwohl ist Fülle des Wissens bey Mangel an sichern Principien ein, wenigstens für seinen Eigenthümer, völlig unbrauchbarer Schatz.

---

§. 80.

Die Verknüpfung der Begriffe unter sich selbst, oder mit Anschauungen bildet Urtheile,

welche die Regeln des Verstandes auf einen bestimmten Umfang einschränken, ihnen aber dadurch zugleich Realität geben. Mithin muß in jedem Fall die Function, welche der Urtheilskraft zugeschrieben wird, als eine von der einfachen Verstandesoperation verschiedne, und auf dieselbe sich beziehende angesehen werden. Sie beruht aber nicht auf einem besondern Vermögen, sondern ist die vereinigte Wirkung zweier vorhergegangener Thätigkeiten entweder in dem Verstande allein, oder in ihm und der Sinnlichkeit zugleich.

§. 81.

Da das Wesentliche dieses Geschäfts in der Verknüpfung zweier Vorstellungen besteht, und deren objective Möglichkeit auf ihrem Inhalte beruht, so wird die Handlung der Urtheilskraft nur dann eine Gültigkeit haben können, wenn dieser Inhalt richtig und vollständig erkannt worden ist. So wie demnach bey den Begriffen Klarheit und Deutlichkeit den Werth derselben in Ansehung der Beschaffenheit bestimmt, so muß er bey den Urtheilen nach ihrer Wahrheit geschätzt werden, und hier findet keine Beziehung der Gegenstände zum Erkenntnißvermögen, sondern das gerade umgekehrte Verhältniß Statt, es mag nun eine Beziehung des vorstellenden Vermögens zu dem bloß vorgestellten, oder wirklichen Gegenstande seyn. Die verschiedenen Gattungen der Urtheile zu bestimmen gehört ebenfalls nicht

hierher, sondern in die allgemeine Logik. — Uebrigens können die Wirkungen der Urtheilskraft auch mehr, oder weniger eingeschränkt seyn, welches von dem Vorrath der Begriffe, die der Verstand gesammelt hat, abhängt. Wem es an den zur Beurtheilung des gemeinen Geschäftsganges nothwendigen Einsichten mangelt, heißt albern; (insipidus) wobey es ihm weder an Witz und Scharfsinn, noch gründlicher Wissenschaft fehlen kann; wer bloß über Gegenstände seines Wirkungskreises schnell und treffend urtheilt, gescheut; (versutus) wer über denselben und das Gewohnte überhaupt hinaussieht, schlau, oder listig, (callidus) und wendet er seine Einsichten auf Unkosten der Kurzsichtigern an, arglistig, (astutus). Wer eben so wohl die Fähigkeit des abstracten Vorstellens in geringem Grade, als eine ungeübte Urtheilskraft besitzt, wird dumm (stupidus) genannt.

Der gemeine, oder gesunde Verstand, d. i. die unverdorbene, aber unausgebildete Verstandes-Anlage ist hinreichend für den gemeinen Gesichtskreis, und urtheilt sogar über Fälle in der Erfahrung richtiger, als es durch künstlichen Gebrauch dieses Vermögens geschieht, weil es mehr von einem umfassenden Ueberblick des Gegenstandes, auf welchen eine allgemeine Verstandes-Regel angewandt wer-

den soll, als einer genauen Zergliederung des Begriffs abhängt, um zu sehen, ob er unter diesen gehöre, oder nicht. Er darf sich aber über dieses Gebiet nicht versteigen, noch weniger sich zum Richter Andrer aufwerfen, wo es auf eine Beurtheilung nach Principien ankommt, und das Gefundene nicht angewandt, sondern geprüft und mit neuen Untersuchungen bereichert werden soll. — Nichts bringt so leicht ein von Bekümmernissen gequältes Gemüth zur völligen Ruhe, als der Reitz, welchen das Nachdenken gewährt, wenn es sich einmal so weit über sich erhoben hat, daß es zu diesem fähig wird. Indem der Verstand uns das unermeßliche Feld der Sinnenwelt und der über ihr liegenden, weit umfassendern intelligibeln eröffnet, fühlen wir uns selbst im nothwendigen Zusammenhange mit ihr, und sehen über Alles in unsrer Lage hinweg, was ausser jener Verbindung liegt. — Eine geschärfte Urtheilskraft ist nicht nur für den Geschäfts-Mann von grösserm Werth, als ein mit vielen Kenntnissen, von denen er keinen Gebrauch machen kann, ausgeschmückter Verstand, sondern dieß Vermögen hat überhaupt mehr Interesse für die Masse unsers Geschlechts, weil die Meisten bestimmt sind, nach fremder Vorschrift zu handeln, und also nur diese den Umständen gemäß anzuwenden verstehn dürfen.

Sechster Abschnitt.

Von den individuellen Fähigkeiten im Erkenntniß-Vermögen, oder Talenten.

§. 82.

Wo die allgemeinen Anlagen, die unser Erkenntniß-Vermögen ausmachen, in einem höhern Grade, als welchen sich die Natur zur Regel gesetzt zu haben scheint, gegeben sind, da bilden sie das, was man **Talente** nennt. Da nun jenes Vermögen aus Verstand und Sinnlichkeit zusammengesetzt ist, so müssen sich dieselben auch in dieser doppelten Beziehung unterscheiden lassen. Da ferner bey der letztern das Geistige der Anlagen nur in dem Vermögen der selbstthätigen Anschauungen, oder der productiven Einbildungskraft liegen kann, so werden auch die zu ihr gehörigen Talente nur hier zu suchen seyn, und, weil sie der Qualität nach in allen Menschen gleich wirkt, nur verschiedene Abstufungen ihrer Thätigkeit bezeichnen. Man begreift sie unter dem gemeinschaftlichen Namen **Geist**, und wer in seinen Aeusserungen eine mehr, als gewöhnlich, belebte Einbildungskraft verräth, wird überhaupt **geistreich** genannt.

§. 83.

Da das wesentliche Geschäft der Sinnlichkeit ist, die Anschauungen, welche sie erzeugt,

den Verstandes-Begriffen unterzulegen, und dieß in einer doppelten Absicht geschehen kann, theils um ihnen Realität, theils zum Behuf der blossen Vorstellung Klarheit zu geben, so müssen diese Ausdrücke auch die Fähigkeit bedeuten, das Allgemeine im Besondern darzustellen, welches, wenn es nichts jenem Gleiches in der vorliegenden Erfahrung giebt, durch productive Einbildungskraft geschehen muß. Dadurch beschäftigt der vorgestellte Gegenstand das intellectuelle und sinnliche Vorstellungsvermögen zugleich, oder die abgezogene Form des Objects bekommt einen Gehalt, welcher sie geschickt macht, auf die Empfindung zu wirken, und wenn diese angenehm ist, ästhetisches Wohlgefallen zu erzeugen.

§. 84.

Der Verstand wirkt überhaupt nur auf zwey verschiedene Arten, verknüpfend und trennend. Folglich kann es auch nicht mehr als zwey specifisch unterscheidbare Talente in ihm geben; und diese finden sich in den beiden Bezeichnungen unsrer Sprache **Witz** und **Scharfsinn**. Jener ist die höher potenziirte Naturanlage des verknüpfenden, dieser des trennenden Verstandes.

Man mag diese Talente von der Urtheilskraft, oder dem Verstande ableiten, so kann man sie doch mit gleichem Recht beide einem Grund-Vermögen zuschreiben, weil Analyse und Synthese in den Functionen unsers Vorstellungsvermögens im-

mer unzertrennlich neben einander hergehen. Wenn man aber das Urtheil für nichts weiter, als eine zusammengesetzte Verstandeswirkung ansieht, so ist keine Frage, zu welchem man sie zu rechnen habe. — Die ausländischen angemessenern Ausdrücke sind ingenium (welches aber öfterer das, was wir Geist nennen, bedeutet,) und sagacitas; esprit und sagacité.

§. 85.

Aus dem Gesagten erhellet, daß der Witz überhaupt ein Vermögen seyn müsse, entferntere Beziehungsgründe zwischen den Vorstellungen, die von dem gemeinen Verstande übersehen werden, wahrzunehmen. Er zeigt sich aber in verschiedenen Formen den Gegenständen und Zwecken gemäß, auf die er bezogen wird. Er erregt jederzeit ein positives Lustgefühl, weil er als Wirkung des verbindenden Verstandes die Erkenntniß erweitert, besonders aber, wenn sein Product das Gewand eines ästhetischen Styls annimmt; und zwar sinnliches Vergnügen, wenn er das Interesse des Naturtriebes betrifft, und die Erregung unedler Affecten, der Schadenfreude und Eifersucht beabsichtigt; ästhetisches Wohlgefallen, wenn er sich entweder auf den Gegenstand des Schönen bezieht, oder doch in einer ihm entsprechenden Form dargestellt ist, und Affecten der edlern Gattung, wie die Bewunderung, erweckt, moralisches Wohlgefallen, wenn er das Vernunft-Interesse belebt, und auf sinnliche Affection des Gemüths keine

Rücksicht nimmt. In der ersten Beziehung kann er der gemeine, oder gesellige, in der zweiten der poetische, in der dritten der didacktische Witz genannt werden.

§. 86.

Die erste Art desselben glänzt in dem Felde der Wissenschaften und öffentlichen Geschäfte, dort durch Erfindung fruchtbarer Hypothesen, hier durch Verbesserung fehlerhafter Methoden; die zweite in den Künsten durch Neuheit in den Darstellungen übersinnlicher Gegenstände, und umfaßt Alles, was ein Kunst-Product genannt werden kann, in wie fern Ideen auf eine anschauliche Weise dadurch vorgetragen sind. Zwey der vornehmsten Unterarten desselben sind der satyrische und höhere comische, welche ihn nach den begleitenden Gesinnungen, oder untergelegten Absichten unterscheiden. Jener, wenn er im Ton der Ironie abgefaßt ist, wird sarcastisch genannt. Der gemeine Witz zeigt sich im gesellschaftlichen Gespräch durch Originalität des Scherzes, und begreift von dem comischen die unedlere Gattung in sich.

§. 87.

Der Scharfsinn erregt an sich zwar niemals ein positives Lustgefühl, weil er durch Trennung des bisher Verknüpften die Einsicht beschränkt, aber wohl kann er es in Beziehung

auf die Person, deren Talent er ausmacht, weil er in ihr auf den Besitz geistiger Vollkommenheit schliessen läßt; oder das Kunstmässige seiner Darstellung; und dem reinen Vernunft-Interesse liegt er weit näher, als jener, weil ein berichtigter Irrthum immer eine allgemeine Regel enthält, und wenn er zugleich dessen Quelle aufdeckt, eine sichere Grenze vor ihm zieht, eine gefundene Wahrheit hingegen der Erkenntniß nicht immer im Allgemeinen, und in den meisten Fällen nur im Einzelnen eine Erweiterung verschafft. Er ist die Grund-Eigenschaft des **kritischen** Talents, welches die Producte des Witzes und Genies prüft, und aus ihren wahrgenommenen Mängeln die Regeln eines bessern, methodischen Verfahrens, d. i. die Theorien für Künste und Wissenschaften abstrahirt.

§. 38.

Eine Vereinigung der Talente, die in der Sinnlichkeit und dem Verstande liegen, erzeugt das Genie. Dieß ist demnach der höchste Grad, welchen die Vollkommenheit des menschlichen Erkenntniß-Vermögens errreichen kann und dessen Wirkungen daher auch im Vergleich mit den übrigen die glänzendsten sind. Es mag einen Gegenstand ergreifen, welchen es wolle, so umfaßt es ihn ganz, und wird dadurch Erbauer neuer Systeme in den Wissenschaften, Erschütterer der bestehenden Verfas-

sungen in Religion, Gesetzgebung, Regierung u. s. w., und Schöpfer der originalen Meisterwerke in der Kunst. Von dem Umfange seiner Wirkungen ist bereits §. 31. Einiges gesagt.

Siebenter Abschnitt.

Von der Sprachfähigkeit des Menschen.

§. 89.

Zu einer völligen Entwickelung des Erkenntniß-Vermögens gehört die Sprache, deren wesentlicher Zweck ist, Vorstellungen überhaupt durch Zeichen derselben an Andre mitzutheilen, und die also auch nur in so fern von dem Individuum als Bedürfniß gefühlt werden kann.

§. 90.

Gleichwohl wird sie, wenn die Natur durch Vermischung des Geschlechts den ersten Anstoß, seine Kräfte darin zu versuchen, gegeben hat, eins der vorzüglichsten Mittel, durch welches rückwärts die individuelle Bildung erweitert und vervollkommnet wird, welches überhaupt dadurch geschieht, daß sie seinen Erkenntnissen einen höhern Grad der Klarheit und ausgebreitetern Umfang ertheilt.

§. 91.

Jenes geschieht, indem sie einmal in allen unsern Vorstellungen das Mannichfaltige,

was in den vorgestellten Gegenständen selbst enthalten ist, auf einfache (in denen sich wenigstens für den Verstand Nichts unterscheiden läßt, wenn sie auch die Empfindung verschieden bestimmen) Anschauungen ihrer Zeichen zurückführt, mithin die Reflexion bey denselben auf einen einzigen Punkt concentrirt; sodann sie insgesammt als innere Anschauungen auf eine äussere bezieht, wodurch, da die letztere allein die Bestimmungen des Objects fixirt, das Bewußtseyn desselben ebenfalls verstärkt werden muß; und endlich den Vorstellungen übersinnlicher Begriffe, welche an sich in gar keiner Erscheinung gegeben seyn können, eine empirische Beymischung giebt, die sie geschickt macht, auf die Empfindung zu wirken, und sich im innern Sinne mit Klarheit darzustellen. Der vollkommenste Gebrauch dieser Vortheile läßt sich, wie man leicht sieht, nur in einer **Wort**- oder willkührlichen Zeichen-Sprache durch articulirte Laute, und einer ihr correspondirenden Buchstaben-Schrift erwarten. Sie sind aber in einer jeden andern gedenklichen Art derselben, wenn gleich von geringerm Umfange, möglich.

§. 92.

Aber noch mehr, als durch Erleichterung des Denkgeschäftes wird sie ein Mittel der Verstandes-Bildung, indem sie durch die gegenseitige Mittheilung den Vorrath unserer Be-

griffe bereichert und bestimmt. So macht sie das Band aus, welches den Geist aller Zeitalter und Nationen vereinigt, und die Menschheit zu einem innig zusammenhängenden Ganzen verknüpft, in dem ein Theil durch die Bildung des andern genährt wird, und die empfangene Nahrung mit neuem Zusatz zurückgiebt. Erfahrung lehrt zur Genüge, welch' ein eingeschränktes Wesen der bleibe, dessen lebendiger Verkehr mit seinem Geschlecht sehr gering, oder nur auf Uncultivirte beschränkt ist, besonders wenn ihm dazu noch die Mittel fehlen, sich mit den Geistvollen und Aufgeklärten fremder und abgestorbener Völkerschaften zu unterhalten.

§. 93.

Ausser der Haupt-Eintheilung in Sprache durch hörbare und sichtbare Zeichen muß man neben der Wort-Sprache, die durch Gebehrden und unarticulirte Laute, und neben der Buchstaben- die Bilder-Schrift unterscheiden. Von der letztern macht die Symbolistick einen Theil aus, welche Vernunft-Begriffe in Beschränkung auf einzelne Gegenstände der Anschauung durch natürliche Abbildung derselben darstellt. Bilder-Schrift, nebst Gebehrden- und unarticulirter Laut-Sprache existiren zwar, in so fern sie aus der natürlichen Unbeholfenheit des werdenden Menschen entspringen, nur in den rohsten Zeitaltern und werden mit der zunehmenden Cultur verdrängt;

in so fern aber eine oder die andre ein Mittel wird, durch conventionell ihnen angehängte Bedeutungen seine Gedanken Allen, die dieser nicht kundig sind, zu verbergen, kann sie fortdauern, und besonders ein wichtiger Kunstgriff für die Politik werden. Von der symbolischen Sprache gilt dieß an sich, da sie nicht Folge eines Bedürfnisses ist, sondern absichtlich gebraucht wird, um moralischen und religiösen Ideen, denen sie vornämlich zum Vehickel dient, durch ihnen gemässe Anschauungen ein höheres Interesse für den empirischen Willen zu geben.

§. 94.

In der Bildung jeder Sprache lassen sich verschiedene Perioden unterscheiden nach den Bildungs-Stufen, die ein jedes Volk im Fortgang seiner Entwicklung zu durchlaufen hat. Die Haupt-Umrisse machen die Periode der **roh-sinnlichen** und **sinnlich-intellectuellen**. Innerhalb dieser Grenzen erhebt sie sich von der rohen bildlichen Volks- zu der veredelten Dichter- oder mythischen Sprache, von der mythisch-philosophischen zu dieser in ihrer gereinigten Gestalt. Im weitern Fortgange erreicht sie durch den Anbau der Künste den höchsten Standpunkt und wird die verfeinerte klassische; über welche hinausgehend sie das Gewand eines verkünstelten Geschmacks an sich trägt, der aus der Entnervung des sittlichen Volkscharacters entsprungen, den nächsten

Uebergang zur Barbarey in den Wissenschaften, der Denkart und Sprache, mithin Rückkehr zu einer ähnlichen Rohigkeit dieser, wie sie in dem ersten Zeitalter war, herbeyführt.

§. 95.

Der Mensch fängt nicht eher an zu sprechen, als bis sein Abstractions-Vermögen sich zu entwickeln angefangen hat, und gelangt nicht eher zu einer gereinigten, zusammenhängenden und richtig articulirten Sprache, als er selbstständig in Ansehung des Gebrauchs aller seiner intellectuellen Fähigkeiten geworden ist. — Das Kind unterscheidet in seiner Sprache weder sich von fremden Personen, noch Abwesende von Gegenwärtigen, weil ihm alles als ein Object ausser ihm erscheint, ohne daß es den Unterschied zwischen innerer und äusserer Anschauung, zwischen Einbildung und Wahrnehmung macht, oder doch keines deutlichen Bewußtseyns davon fähig ist.

Achter Abschnitt.

Von dem durch Verstandes-Gesetze bestimmten Lust-Gefühl, oder dem Kunst-Sinn.

§. 96.

Das, was alle Empfindung erregt, und worauf sich zuletzt alle bezieht, ist ein Man-

nichfaltiges des Bewußtseyns überhaupt, welches sowohl aus einer Reihe successiver Grade, als einem Ganzen, das durch seine Theile gegeben ist, bestehn kann; und sie ist entweder subjectiv, oder objectiv, (§. 19.) weil wir, ungeachtet unsere Erkenntniß überall ein vermischtes Bewußtseyn von uns und äussern Dingen enthält, doch in einigen Bestimmungen derselben die Reflexion auf das Subject, in andern auf das Object einschränken. Die erstere Reflexion nun enthält ein Mannichfaltiges, das aus Graden besteht, das Abnehmen eines vorübergehenden Zustandes; die zweite ein solches, das sich theilen läßt, die bleibende Beschaffenheit eines ausser uns gegebenen Gegenstandes. In jener ist der Grund, der die Beschaffenheit der Empfindung bestimmt, durchaus von empirischen Gesetzen abhängig, weil der Verstand nichts, als die Qualitäten der Dinge unterscheidet, und Alles als absolut einfach in ihm gegeben ist; in dieser hängt er von Verstandes-Regeln und Wahrnehmungs-Gesetzen zugleich ab, weil wir durch Sinne nicht bloß die Ausdehnung, sondern auch specifische Unterschiede des Mannichfaltigen wahrnehmen, der Verstand aber hinzutreten muß, wo eine Erkenntniß der innern Qualitäten in den Erscheinungen entstehen soll. Im ersten Fall sagt man daher mit Recht: die Empfindung sey ein subjectives Erkenntniß, welches aber niemals so ausgelegt werden darf, als ob sie bloß in

diesem oder jenem Subject so gegeben sey, weil alle Individuen mit gleichen Organen auf gleiche Weise, nur in verschiedenen Graden afficirt werden, und eben darum auch im Objecte irgend ein Beharrliches gegeben seyn muß, worauf dieß Verhältniß sich gründet; sondern bloß dahin gedeutet werden darf, daß der Gegenstand, auf den sie sich bezieht, eine Veränderung des Subjects sey, und innerhalb der blossen Wahrnehmung Nichts vom Object enthalten seyn könne.

§. 97.

Die Grösse der Empfindung wird durch die Menge des gegebenen Mannichfaltigen, ihre Beschaffenheit durch das Verhältniß desselben zu einander bestimmt. Dieß kann überhaupt das der Einstimmung, oder des Widerstreits seyn, jedoch nur in verschiedenen Graden. Ein absolut Identisches würde gar kein Gegenstand der Sinne, ein absolut sich Widerstreitendes uns nicht in einem Bewußtseyn gegeben seyn. Wir haben es vornämlich mit einer Untersuchung dieses verschiedenen Verhältnisses zu thun.

§. 98.

Angenehm kann jede Empfindung genannt werden, in der das Mannichfaltige des Bewußtseyns, welches sie ausmacht, übereinstimmend ist, und im Gegentheil unangenehm. Da dieß Mannichfaltige aber auf mehr, als

eine Weise, gegeben seyn kann, so muß auch ein specifischer Unterschied in derselben entspringen. Wo sich dasselbe auf eine Bestimmung unsrer selbst bezieht, da ist nur eine quantitative Uebereinstimmung denkbar, weil jene eine Reihe in einander übergehender Grade ausmacht; da, wo es hingegen die Beschaffenheit eines Objects betrifft, die als ein Gegenstand des Verstandes in ihre Bestandtheile sich auflösen läßt, wird sie qualitativ seyn. In beiden Fällen muß jedoch das Angenehme der Empfindung um so grösser seyn, je näher die Verwandtschaften sind; d. i. je weniger die Grade des erregten Gefühls von einander abstehen, oder je mehrere Beziehungspunkte die verglichenen Merkmale eines Begriffs haben. So wird die unmerkliche Ab- oder Zunahme der Luft-Temperatur angenehm empfunden; und eben so fühlen wir uns afficirt, wenn wir eine Folge und Verbindung verwandter, obwohl von einander entlegner, Tonarten wahrnehmen.

§. 99.

Bey genauerer Untersuchung können wir aber nur dasjenige Bewußtseyn Empfindung nennen, was ein Mannichfaltiges in uns selbst darstellt, Alles hingegen, was sich auf ein solches ausser uns bezieht, muß zur Anschauung gerechnet werden. Wenn daher ein der Quantität nach Identisches uns gegeben wird, so muß dieß der eigentliche Gegenstand der Em-

pfindung, wo sich hingegen ein der Qualität nach Einstimmendes findet, dasselbe ein Gegenstand der Anschauung seyn. Da jedoch alle Anschauung durch Empfindung erregt werden muß, und umgekehrt alle Empfindung eine Anschauung zur Folge hat, so mag es dem herrschenden Sprachgebrauch verstattet bleiben, beide in jene zu setzen, um so mehr, da es selbst für die wissenschaftliche Methode ein unentbehrliches Bedürfniß ist, vor der Trennung des Verschiedenartigen ein Gleichartiges, aus dem es sich entwickeln läßt, nachzuweisen.

§. 100.

Durch diese festgelegten Charactere, wodurch sich die angenehm bestimmte Empfindung modificirt, ist das Angenehme, welches vorzugsweise so genannt wird, hinreichend von dem Schönen gesondert. Jenes gehört an sich nur zur Empfindung, und ist darum der alleinige Gegenstand der niedern Sinne, welcher das Bewußtseyn eines quantitativ Identischen in unserm Zustande enthält; dieses gehört an sich nur zur Anschauung, kann folglich auch nur den höhern Sinnen beygelegt werden, und drückt das Bewußtseyn eines qualitativ Identischen ausser uns aus.

§. 101.

Da aber das Mannichfaltige, was im Object übereinstimmt, in so fern es ein Gegen-

stand unsrer Vorstellung wird, so wie es ist, in uns übergeht, so wird, je nachdem die Grade seiner Identität grösser, oder geringer sind, es auch ihnen entsprechend eine nähere, oder entferntere Uebereinstimmung in den successiven Bestimmungen unsers Bewußtseyns geben. Da ferner Beschaffenheiten in die Dinge von uns gesetzt werden können, welche gar nicht in ihnen sind, so kann eine Uebereinstimmung des Mannichfaltigen, die nicht darin liegt, hineingetragen, oder wenn sie dieselbe besitzen, von ihnen ausgeschlossen werden, entweder weil wir ihnen überhaupt Merkmale (im positiven, oder negativen Sinne) andichten, die sie nicht haben, oder deren Verhältniß uns anders erscheint, als es in ihnen ist. Das Erste wird Statt finden, wo unsre Begriffe von denselben unrichtig oder mangelhaft sind; das Zweite, wo entweder die Gewohnheit eine subjective Fertigkeit das Mannichfaltige, das sie enthalten, zu verknüpfen erzeugt hat, oder der Mangel derselben die empirische Association erschwert. Es kann demnach Vieles uns schön gelten, was es an sich nicht ist, und im Gegentheil das wahrhaft Schöne nicht als solches erkannt werden. Darauf gründet sich der Unterschied zwischen absoluter und relativer Schönheit. Das größte jener Hindernisse, welche unsre Erkenntniß von derselben zurückhalten, ist die Uebermacht der Gewohnheit.

§. 102.

Da es nun überall in der Erfahrung kein reines Urtheil des Verstandes geben kann, weil unsre Begriffe wegen der subjectiven Mängel und Täuschungen der Sinne theils verfälscht, theils eingeschränkt werden, so dürfen wir auch unserm Urtheil über das Schöne niemals Wahrheit zutrauen, und es kann kein Kriterium für dasselbe in objectiver Bedeutung geben. Nur die Idee, welche der Verstand unabhängig von Wahrnehmungen davon entwirft, hat unbezweifelte Richtigkeit, und ausserdem läßt sich noch, ob zwar unbestimmt, so Viel mit Gewißheit behaupten, daß das Urtheil von schönen Gegenständen sich da am meisten jenem Regulativ genähert haben werde, wo wir verhältnißmässig den geringsten Einfluß empirischer Bestimmungsgründe antreffen.

§. 103.

Auf der grössern, oder geringern, Annäherung an diese Idee beruht der Maaßstab für den Werth des Geschmacks in höherer Bedeutung, als eines Princips, Gegenstände unsres Lustgefühls, in wie fern sie sich auf ein Mannichfaltiges, das nach Verstandesgesetzen zusammenhängt, beziehen, zu beurtheilen. Wir nennen ihn rein, oder ächten **Kunst-Geschmack**, wo die geringste Beymischung empirischer Ursachen; verdorben, oder **Mode-Geschmack**, wo die größte vorhanden ist.

§. 104.

Ein reiner Geschmack ist noch kein verfeinerter, oder veredelter, so wenig ein verdorbener immer rauh, sondern oft nur verkünstelt ist. Doch dürfen jene Nichts enthalten, was dem reinen Geschmack zuwider ist, ob sie gleich über seine Forderungen hinausgehen können. Er wird verfeinert, wenn das Wohlgefallen am Schönen auf nähere Grade der Identität, veredelt, wenn es auf Gegenstände, die ein Interesse für Verstand und Vernunft haben, eingeschränkt wird; verkünstelt, wenn er auf eine Uebereinstimmung, die in die Sinne fällt, dringt, und doch in der Wahl seiner Gegenstände auf untergeordnete Zwecke gerichtet ist.

§. 105.

Am reinsten wird er bey einem Individuum, oder einer Gesellschaft in denjenigen Zeitaltern seyn, wo der Einfluß der Gewohnheit die Denkart noch am wenigsten verfälscht hat, d. i., in der Periode des Jünglings-Alters, oder der aufblühenden Cultur einer Nation; die höchste Stufe der Verfeinerung und Veredlung erreichen, wenn der größte Vorrath von Begriffen gesammelt ist, ihr vollkommenster Gebrauch Statt findet, und die innern oder äussern Antriebe zur Entwickelung der geistigen Anlagen am meisten erweitert sind, folglich in der Periode des männlichen Alters, oder auf

dem Gipfel der vorwärtsschreitenden Bildung eines Volks; er wird sinken und verweichlichen, wenn die Gewalt der Gewohnheit überwiegend wird; die Vergegenwärtigung der Erkenntnisse durch das Gedächtniß abnimmt, und das Interesse des Menschen durch rückkehrende Schwäche des kindischen Alters, oder Verengerung der politischen Verhältnisse sich aus dem weltbürgerlichen Kreise wieder auf sich selbst zurückzieht.

§. 106.

Verhältniß des Schönen zu verwandten Begriffen.

Zum Begriff des Schönen wird die Uebereinstimmung eines gegebenen Mannichfaltigen erfordert, sie ist aber nicht der einzige Bestandtheil desselben. Jenes Merkmal für sich erzeugt nur das Schickliche oder Zweckmässige überhaupt, das, wenn es eine pragmatische Beziehung auf das Subject hat, das Nützliche, wenn es eine jenem Princip gemässe Darstellung seiner Person, die ein rein intellectuelles Wohlgefallen erzeugt, betrifft, das Anständige, (decorum, εὐπρεπὲς) und in so fern es die Unterordnung der Handlungen eines freien Wesens unter das einige Sitten-Gesetz bedeutet, das Sittlich- oder schlechthin Gute genannt wird. Der Wechsel der Empfindung, welcher aus der Verschiedenartigkeit des zur Verknüpfung gegebenen Mannich-

faltigen entspringt, macht an sich selbst das Anmuthige, (venustum, $\epsilon\check{\upsilon}\chi\alpha\varrho\iota\varsigma$) aus. Dieß muß zu dem Begriff des Zweckmässigen hinzukommen, um das Schöne zu erzeugen, und macht es zu einem Gegenstand des Vergnügens, dessen Grade nach der Empfänglichkeit der Subjecte sehr verschieden seyn können, jenes zu einem Gegenstand des Wohlgefallens, welches allgemein ist, und weil es aus dem Verstande entspringt, keine Gradunterschiede zuläßt. In so fern beide darin innigst vereinigt sind, wird es die Quelle des **ästhetischen Wohlgefallens**. — Eine Gattung des Anmuthigen macht das **Contrastirende** aus, d. i. ein in der äussern Anschauung neben einander gestelltes Widersprechende, wobey, da es nicht zu einem Begriffe verknüpft werden soll, der Einheit des Bewußtseyns kein Abbruch geschieht.

In Beziehung auf die **Menge** des Mannichfaltigen, das seiner Verschiedenartigkeit ungeachtet auf einem gemeinschaftlichen Grunde beruht, wird das Schöne erhaben genannt; von welchem sich das Große und Starke dadurch unterscheiden, daß bey ihnen weder auf Identität, noch Verschiedenartigkeit, sondern die blosse Ausdehnung des Mannichfaltigen gesehen wird. Das Erhabene muß daher immer schön, das Schöne aber nicht erhaben seyn. Dagegen wird alles Grosse erhaben, sobald es jenes Kriterium an sich trägt, ohne alle Rück-

sicht auf einen äussern Maaßstab. So ist der in sittlicher Beziehung verabscheuungswürdigste Character an sich ein achtungswerther Gegenstand, wenn sich aus ihm eine Reihe mannichfaltig combinirter und folgenreicher Begebenheiten entwickeln, und es seinen Handlungen nicht an Einheit der Maxime fehlt. — Das **Edle**, (ingenuum, μεγαλοπρεπὲς) ist eine Einschränkung des Begriffs vom Erhabenen auf Objecte der reinen praktischen Vernunft.

§. 107.

Von den schönen, oder freien Künsten im Gegensatze der mechanischen.

Das Product sowohl, als der Gegenstand des Geschmacks-Urtheils ist das **Kunstwerk**, welches demnach einerley Regeln gemäß hervorgebracht und geschätzt wird, deren Inbegriff eine **Theorie** der Kunst heißt, ihre Darstellung in concreto aber die **Kunst** selbst ist. Jede Darstellung von Begriffen in einem Gegenstande, dessen Mannichfaltiges nach der Idee des Zweckmässigen verknüpft ist, kann ein Product derselben genannt werden, in wie fern sie nichts anders, als eine, den Regeln des Verstandes gemässe, Verknüpfung der Erscheinungen zu praktischen Absichten bezeichnet. Mithin ist das Anmuthige nicht ein nothwendiges Merkmal dieses Begriffs; es macht aber im Gebiete der Kunst die Grenz-

scheidung zwischen der mechanischen und freien, oder schönen; oder zwischen dem Objecte der rein teleologischen und ästhetischen Urtheilskraft.

§. 108.

Ungeachtet alle Künste, wie behauptet worden ist, darstellend genannt werden können, so hat man doch den Gebrauch dieses Worts nicht nur von den mechanischen ganz ausgeschlossen, weil ihre Producte allein aus Ideen der empirisch-praktischen Vernunft entspringen, die ein geringeres Interesse als diejenigen haben, welche der moralischen angehören, sondern ihn auch nur auf diejenige Gattung der schönen eingeschränkt, welche ihren Gegenstand durch unmittelbare Anschauung, d. i. natürliche Zeichen der Begriffe ausdrücken, und diese dadurch den redenden entgegengesetzt, welche sich willkührlicher bedienen.

§. 109.

Die Haupt-Unterschiede beider Gattungen beruhen ausser dem bereis erwähnten, der in der Art der Darstellung liegt, theils auf ihren Zwecken, theils in den Grenzen, durch welche sie eingeschränkt werden. Jene machen die Erregung angenehmer Empfindungen unter Einfluß des Verstandes und mit Rücksicht auf das Interesse der Vernunft zu ihrem Haupt-Zweck, diese zielen unmittelbar auf die Erweckung des letztern, und bedienen sich des Lust-

gefühls nur als eines Mittels zu seiner Belebung. Diesen verschiedenen Absichten beider ist es auch völlig entsprechend, daß jene ihren Gegenstand entweder durch bestimmte Anschauung zu geben genöthigt sind, oder ihn nicht anders, als unbestimmt in derselben geben können, während Dichtkunst und Beredsamkeit Beides in ihrer Gewalt haben. Denn ungeachtet sie in der Regel Begriffe durch Beyspiele ausdrücken sollen, so bleibt ihnen doch die Freiheit unbenommen, zuweilen allgemeine Wahrheiten in ihre Schilderungen zu verweben. Diejenigen aber unter den darstellenden, welche ihren Ideen keine bestimmte Anschauung unterzulegen vermag, ist die **Musik**, weil Töne an sich selbst in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit Begriffen stehn, und keine bestimmte Bedeutungen haben, wie Worte, sondern nur in ihrer Verbindung etwas dem Gange der Empfindungen Aehnliches bezeichnen, welche in der Seele des Künstlers durch gewisse Vorstellungen erregt worden sind. Daher verstatten eben ihre Dichtungen in dem Gemüthe des Anschauenden der Einbildungskraft das freieste Spiel, und Jeder kann seiner Art zu empfinden, und jedesmaligen Stimmung gemäß einen eigenthümlichen Sinn hineinlegen, vielleicht ein Grund, warum diese Kunst die Meisten für sich zu gewinnen scheint. — Die redenden Künste erregen die eindringendsten Affecten, weil sie das Interesse

von Personen betreffen, wodurch die stärksten menschlichen Empfindungen geweckt werden; die darstellenden erregen keinen, als die Bewunderung, welche den Geist mehr erhebt und ihm Erweiterung giebt, als daß sie ihn niederschlagen und in seinem Streben zurückhalten sollte. Unter jenen aber setzen die eigentliche Rede-, und vornähmlich Schauspiel-Kunst das Gemüth in die lebhafteste Bewegung, weil sie zugleich den äussern Sinn durch mannichfaltige und schnell wechselnde starke Eindrücke afficiren.

Es sind nicht die edlern Künste, welche den Luxus erzeugen, und dadurch den Wohlstand der Nationen schwächen, sondern nur diejenigen, welche dem Lustgefühl der niedern Sinne Befriedigung geben. Diese sind aber nicht die nothwendigen Begleiterinnen von jenen. Folglich kann man ihnen überhaupt auch nicht das Sitten-Verderbniß zum Vorwurf machen, und Beyspiele des Gegentheils liefert die Geschichte in Menge. Während der höchsten Blüthe der Künste und Wissenschaften herrschte in Athen selbst unter den begüterten Familien Frugalität in der Lebensweise; und eben so würden in Rom sich die einfachen Sitten der Vorfahren aufrecht erhalten haben, wenn man nicht nach Unterjochung der Barbaren neben Griechischer Cultur Asiatische Weichlichkeit

eingeführt hätte. Die Bildung des höhern Kunstsinns kann niemals auf den Character einen nachtheiligen Einfluß haben, sondern muß ihn veredeln, weil sie das sittliche Gefühl verfeinert, ohne die Kraft zur Uebung des Guten zu schwächen. Ueppigkeit aber raubt nicht nur dem Geiste allen Edelmuth, sondern bietet auch die geheimen und öffentlichen Ränke der Habsucht in ihren Dienst auf.

Drittes Hauptstück.

Von der reinen praktischen Vernunft, in so fern sie durch Empfindungen bestimmt wird, oder dem menschlichen Willens-Vermögen.

§. 110.

Daß der Caussalität der menschlichen Vernunft weder in theoretischer, noch praktischer Rücksicht, absolute, in beiden Beziehungen aber negative Freiheit zukomme, und was darunter verstanden werde, ist bereits im ersten Haupttheil dieser Untersuchungen (§. 2. 7.) gezeigt worden. In dieser Vermischung mit der Sinnlichkeit heißt sie als praktische Vernunft der empirische, oder weil sie für uns in keinem andern, als einem zu unsrer Gattung gehörigen, Naturwesen erscheint, der menschliche Wille (das Begehrungsvermögen.)

§. 111.

Jede Aeusserung dieses Vermögens nennen wir einen Trieb, oder ein Streben (appetitus, ὁρμή.) So viel es demnach Gegenstände in der Sinnenwelt giebt, auf welche dasselbe bezogen werden kann, so viel giebt es auch mögliche Triebe in unsrer Natur. Sie lassen sich aber wegen der Verwandtschaft dieser Gegenstände und unsers allgemeinen Verhältnisses zu ihnen in gewisse Gattungen bringen, und ste-

hen zuletzt alle unter einem einzigen, welcher, weil er selbst auf keinen höhern bezogen wird, der unmittelbare, oder Grundtrieb genannt werden muß, und von uns vornächst zu bestimmen ist.

Erster Abschnitt.

Von den allgemeinen Richtungen des empirischen Willens, oder den Neigungen.

§. 112.

Da man behaupten kann, daß das Grundwesen unsres Ichs die reine Vernunft selbst sey, welche nur durch sinnliche Bedingungen eingeschränkt werde, so muß das ursprüngliche Streben desselben in ihr seine Quelle haben. Nun kann diese nur als ein Princip absoluter Thätigkeit gesetzt werden (§. 1.). Mithin läßt sich auch nur ein continuirliches Streben nach dieser als das in der empirisch-praktischen Vernunft, oder dem menschlichen Willen unmittelbar Gegebne ansehen.

§. 113.

Da aber ihre Thätigkeit im Gebiete der Erscheinungen überall von der Mitwirkung empirischer Ursachen abhängt, so muß aus diesem Ur-Triebe sich ein anderer entwickeln, welcher nicht auf die Thätigkeit selbst, sondern auf ihre

empirischen Bedingungen, oder die ausserhalb ihr liegenden Gegenstände, welche sie durch Empfindung in sich aufnimmt, gerichtet wird. Er kann im Gegensatz mit jenem der objective, abgeleitete, oder mittelbare genannt werden.

§. 114.

Zunächst geht er nicht auf einzelne Gegenstände, sondern ist allumfassend, erscheint aber in mehreren Formen, welche durch die Bedingungen bestimmt werden, unter denen man diese **erwerben**, d. i. in ein Verhältniß der Abhängigkeit von sich bringen kann, wodurch man sie zu Mitteln seiner Thätigkeit, oder einen Gebrauch von ihnen macht. Unter diesen Bedingungen nun ist die nächste, daß Andere in dasselbe Verhältniß mit einem gegebenen Object zu treten abgehalten werden. Die persönliche Beziehung, welche in Rücksicht auf einen zu gebrauchenden Gegenstand hieraus entspringt, heißt **Besitz**, oder Eigenthum. Mithin ist der **Eigenthums-Trieb** die erste Form, in welcher der objective überhaupt erscheint. Um Jemanden an dem Gebrauch einer Sache zu verhindern, müssen wir aber nicht nur nicht selbst von ihm eingeschränkt werden, sondern ihn vielmehr einschränken, und das Vermögen hierzu heißt Authentie des (empirischen) **Willens**, worauf die zweite Form jenes allgemeinen Triebes beruht, welche in eine negative und positive Seite getheilt, die nähern

Bestimmungen der Freiheit und Herrschaft zur Folge hat.

§. 115.

So lange es kein gesetzliches Verhältniß unter den Menschen giebt, beruht dieses einschränkende Vermögen auf physischen Gründen, d. i. körperlicher Stärke und Tapferkeit. Wird aber jener rohe Natur-Zustand aufgehoben, so eröffnen sich nicht nur neue Quellen für dasselbe, sondern die vorherigen werden zugleich durch diese verdrängt. Nun tritt das Recht, ein moralisches Vermögen, den Willen Anderer einzuschränken, und ihn seinen Absichten gemäß zu benutzen, an die Stelle der Gewalt. Mithin kann man im Staate nur durch freiwillige Abtretung seinen Besitz erweitern, welche sich, es mag einen Vertrag mit einzelnen Personen, oder dem Gesammt-Wesen betreffen, genau nach dem richten wird, was Andere als gegenseitige Leistung zu erwarten haben, und da diese eben sowohl von unsern Kräften, als von unserm Willen abhängt, nach dem jenen beygelegten Werthe, der, weil er nicht zu uns selbst, d. i. dem reinen Vernunft-Wesen, sondern dem Inbegriffe seiner beygesellten empirischen Bedingungen gehört, ein äusserer (auctoritas) ist, (im Gegensatz der **Würde**, (dignitas) eines innern, durch den reinen Willen selbst gegebenen) und dessen öffentliche Anerkennung von Andern die **Ehre**, (honor) genannt wird. Mithin ist im Staate

die Ehre ein eben so Viel geltendes Mittel zur Erweiterung unsers Eigenthums, als im gesetzlosen Zustande Furcht oder unmittelbare Gewaltnehmung; und demnach erscheint der Trieb nach ihr hier als eine neue besondere Beziehung des nachgewiesenen mittelbaren, auf die Vereinigung mit Gegenständen gerichteten überhaupt.

§. 116.

Unter diesen Formen sind alle mögliche Aeusserungen des empirischen Willens begriffen, und sie füllen mit dem reinen Thätigkeits-Triebe das ganze Wesen der praktischen Vernunft aus. Da aber dieser nur zu ihr gehört, in wie fern sie absolut gesetzgebend ist, und sie als solche uns niemals erscheinen kann, so sind alle für uns erkennbare, wirkliche Triebe des menschlichen Willens durch sie bestimmt.

§. 117.

An sich betrachtet stehen sie insgesammt in gleichem Verhältniß zu unsrer Natur, weil sie gleich unentbehrliche Bedingungen sind, die Zwecke des gegenwärtigen Daseyns zu erreichen, und daher auch in Beziehung auf diese unter einander selbst. Da aber in der Erscheinung durch die Beymischung besonderer Bedingungen das Allgemeine eingeschränkt, und verschieden modificirt wird, so muß auch, je nachdem die Individualität in einem Menschen mehr mit diesem, oder jenem der genannten Triebe übereinstimmt, die Tendenz seines Wil-

lens sich nach ihm hin-, und von den übrigen abneigen, ja, wenn durch die Befriedigung des ersten den andern Abbruch geschehen muß, sogar eine diesen positiv entgegengesetzte Tendenz, d. i. ein **Widerstreben** entstehen. Mithin giebt es gar keinen reinen Trieb in der menschlichen Natur, sondern wir nehmen nur Neigungen, oder Abneigungen in Beziehung auf sie wahr. Daher wird auch künftig von ihnen immer nur in dieser Bedeutung und unter diesem Namen gesprochen werden.

§. 118.

Das Mißverhältniß zwischen den Neigungen aber, was auf die gedachte Weise aus natürlichen Schranken entspringt, kann durch **Kunst**, wenn auch nicht gänzlich aufgehoben, doch in einem hohen Grade eingeschränkt werden, indem eine jede in eben dem Maaße durch entzogne Befriedigung abnimmt, als sie durch gegebne wächst. Die Kunst, welche die Richtung eines subjectiven empirischen Willens der Idee eines Gleichgewichts seiner Tendenzen, so weit sie kann, zu nähern sucht, ist die pragmatische und sittliche Erziehung, welche der Mensch, wenn er zum Gebrauch der Vernunft-Herrschaft gelangt ist, sich selbst geben kann und soll, bis dahin aber von Andern ihm gegeben werden muß. Wenn diese ihr Geschäft verabsäumt, und das Subject dadurch seine Fähigkeit verliert, die herrschende Neigung

durch Willkühr zu beschränken, so wird sie eine Leidenschaft.

§. 119.

Ausser dem Widerstreit der Neigungen unter sich selbst, der innerhalb der Grenzen der technischen Vernunft liegt, auf welcher das Princip ihrer Einheit beruht, giebt es noch einen andern, in welchen sie mit der moralischen treten können. Eine herrschende Neigung, wenn sie zur Leidenschaft geworden ist, und dieser zuwider läuft, heißt eine **Untugend** oder ein Laster; ohnedem führt sie jenen Namen schlechthin. Die **Tugend** ist die Idee einer Uebereinstimmung unsrer Neigungen mit dem Sitten-Gesetze; die **Klugheit** die Idee einer Uebereinstimmung derselben unter sich selbst. Sie wird auch (empirisch) praktische Weisheit genannt; die nicht mit dem Ideale des Stoischen Weisen verwechselt werden darf, weil dieses sich in den Wirkungen der reinen Vernunft offenbart.

§. 120.

Aus §. 114. 115. ergiebt sich, daß alle Neigungen erst in der Vermischung der Individuen entstehen, weil sie ausser den unmittelbaren Beziehungen auf ihre Gegenstände auch entferntere Verhältnisse zu Personen, deren Interesse mit einander collidirt, enthalten.

§. 121.

Keine derselben hat eine Tugend zur Folge, in so fern man unter dieser eine Fertigkeit, dem Sittengesetz positive Beförderung zu geben, versteht, sondern sie kann nur in der Einschränkung durch die moralische Vernunft so weit herabgestimmt werden, daß sie jenem Gesetz keinen Eintrag thut. Alle sind zunächst auf die Glückseeligkeit des Subjects gerichtet, und als verschiedene Modificationen des einen allgemeinen Triebes nach dieser zu betrachten. Da aber die materiale Ausübung der Pflichtgebote eben so wohl von empirischen Bedingungen abhängig ist, als bey ihr auf Reinigkeit der Maxime, aus der sie entspringt, gar keine Rücksicht genommen wird, so sind sie in unserm gegenwärtigen eingeschränkten Zustande unentbehrliche Mittel und Triebfedern, unsre höchste Bestimmung zu erreichen.

§. 122.

Die Verschiedenheit in den Temperamenten, Geschlechtern u. s. w.; erzeugt eine Verschiedenartigkeit der Neigungen mit einer genau bestimmten Regelmäßigkeit, die nur unter besondern beygemischten Umständen abweicht.

a) Die Neigung nach Eigenthum.

§. 123.

Ihr Ursprung und Verhältniß zu den übrigen sind (§. 114. u. s. w.) erklärt worden. Sie geht, wie diese, auf Gegenstände aller Art, und die Einschränkung, welche sie in policirten Staaten durch Einführung eines allgemeinen Tauschmittels enthält, ist, wie man leicht sieht, bloß scheinbar.

§. 124.

Sie hat auch dieß mit den andern gemein, daß sie sich in zwey entgegengesetzte Richtungen scheidet, deren eine Erwerbung ihres Gegenstandes, die andre Erhaltung des erworbenen zum Zweck hat. Diese allgemeinen Ausdrücke sind aber durch einen willkührlichen Sprachgebrauch auf sie eingeschränkt worden. Erwerbsamkeit und Sparsamkeit bedeuten daher besonders die beiden Maximen, der Neigung nach Eigenthum auf eine, den Gesetzen der empirisch-praktischen Vernunft gemässe Weise Befriedigung zu verschaffen. Wird sie überwiegend, und weder durch andre Neigungen, noch durch die Forderungen des Sittengesetzes eingeschränkt, so entwickeln sich jenen beiden Richtungen gemäß Habsucht und Geitz aus ihr. Ihre Herrschaft in Rücksicht auf die Geschlechts-, Temperaments-Verschiedenheit und andre begleitende empirische Umstände wird sich

am besten ausmitteln lassen, wenn man diese Formen von einander trennt.

§. 125.

In ihrer doppelten Beziehung ist sie unsichtbar in allen Temperamenten des Wohlwollens und Gemeingeistes (§. 157.), so wie in den gesitteten Ständen, weil sie zunächst auf das Interesse der Sinnlichkeit gerichtet ist, und dieses in jenen Verhältnissen am wenigsten genährt wird. Als Neigung zum Erwerb aber herrscht sie im böotischen und sanguinischen Temperament, in welchen das erwähnte Interesse hervorragt, und der zu ihrer Befriedigung erforderliche höchste Grad thierischer Lebenskraft anzutreffen ist, welcher in den beiden andern mit ihnen zu einer Gattung gehörigen, fehlt. Aus dem letztern Grunde ist sie auch mehr dem männlichen, als weiblichen Geschlecht, mehr dem Alter des Jünglings und Mannes, als des Greisen, angemessen. Als Neigung zum Ersparen ist sie ein Hauptzug des hecktischen und phlegmatischen Temperaments wegen der ihnen anhängenden Feigheit und Trägheit, und findet sich in den entgegengesetzten Beziehungen des Geschlechts und Alters, unter welchen jene erscheint.

b) Die Neigungen zur Freiheit und Herrschaft.

§. 126.

Daß ihnen ein gemeinschaftliches Princip zum Grunde liege, und was dieses sey, ist (§. 114.) gezeigt. Man kann dasselbe auch ein Princip der bürgerlichen Autokratie nennen, im Gegensatz der moralischen, weil alle Selbstständigkeit des empirischen Willens nur in der gegenseitigen Beziehung mehrerer Individuen möglich ist, die, wenn sie in irgend einem Caussal-Zusammenhange durch Verbindlichkeit, die Einer dem Andern auflegt, stehen, es sey das Verhältniß der Gemeinschaft, oder Abhängigkeit, eine Gesellschaft ausmachen, und in so fern Bürger genannt werden müssen.

§. 127.

In ihrem ganzen Umfange bleibt diese Neigung von den asthenischen Temperamenten an sich betrachtet ausgeschlossen, weil sie einen geringern Grad des thierischen Vermögens besitzen, als erfordert wird, um Andern allein durch sich selbst das Gleichgewicht zu halten, oder ihnen überlegen zu werden. Unter den sthenischen aber erscheint sie als Freiheits-Neigung nur in dem männlichen und feurigen, weil das böotische und suanguinische entweder gar nicht nach Selbstständigkeit streben, da

sie mehr auf die Erweckung angenehmer Empfindungen selbst, als die Mittel derselben gerichtet sind, und daher, wenn sie nur nicht im Genuß des sinnlichen Vergnügens eingeschränkt werden, einen äussern Zwang leicht ertragen; oder wenn sie es thun, mehr in Herrsch-Begierde übergehen, und Andere als Mittel zu ihren selbstsüchtigen Zwecken zu gebrauchen suchen. In beiden Gestalten ist sie auch aus der oben angeführten Ursache am meisten in männlichen Geschlecht und Alter sichtbar.

§. 128.

Sie wird, so wie die vorhergehende, im Staate erst völlig gesichert, obgleich beide im Naturstande schon entstehen. Als Neigung zur Herrschaft, welche die Freiheit einschränkt, wird sie zwar selbst hier auf eine allgemeine Bedingung zurückgewiesen, unter Voraussetzung dieser aber, durch welche sie rechtmässig wird, ihr erworbenes Recht geschützt. Daher erscheint sie auch mit der vorigen nur im Zustande der Wildheit als unbeschränkte Collision des gegenseitigen subjectiven Interesse.

Der Freiheits-Enthusiasmus, er mag das Resultat eines politischen Fanatismus, oder ächten Patriotismus seyn, entspringt aus Liebe zur allgemeinen Freiheit, deren Erhaltung zu den Aufgaben des Sittengesetzes selbst, und also ihrem Inhalt nach nicht zur Sinnlichkeit gehört, wenn sie auch ihre Triebfedern aus dieser entlehnt. Er offenbart sich am häufigsten und auf die edelste Weise im männlichen und feurigen Temperament. —

Wenn in dem schwächern Geschlecht und Alter, oder den Temperamenten der Indolenz und Kraftlosigkeit die Herrschbegierde nicht vermißt wird, so ist dieß ausser dem Naturzustande leicht einzuräumen, weil die Befriedigung derselben hier keines physischen Vermögens bedarf.

c) Die Neigung zur Ehre.

§. 129.

Was sie sey, ist auch (§. 115.) erklärt. — Die Summe aber der dem Vernunft-Wesen in der Erfahrung zur Erreichung seines Endzwecks beygefügten empirischen Bedingungen, auf welche sich jener äussere Werth desselben, den sie voraussetzt, gründet, sind seine (relativ) innern und äussern Kräfte. Den Inbegriff jener nennt man die **Kunst-Anlagen** (ἕξις, habitus) des Menschen; (weil selbst Erlernung und Einsicht in jede Wissenschaft von einem methodischen Gebrauche natürlicher Fähigkeiten, oder einer Kunst, abhängt), und in wie fern sie ausgebildet sind, **Kunst-Fertigkeiten**, oder Geschicklichkeiten; (τέχναι, artes) in wie fern sie in einem höhern Grade, als dem gewöhnlichen, gegeben sind, **Talente**. Alles, was zu diesen gehört, wird schlechthin **Vermögen** (χρήματα, opes) genannt.

§. 130.

Da nun, wie gezeigt worden, der Werth des Individuums in der Gesellschaft nach diesem Maaßstabe geschätzt wird, so sieht man,

daß die Ehre nicht nur in naher Verbindung mit der Neigung zum Eigenthum, sondern auch mit Entwickelung der geistigen Anlagen des Menschen stehe; und die Natur in ihr einen der wichtigsten Antriebe gegeben habe, das aus ihm zu machen, was er in der gegenwärtigen Periode seines Daseyns für sich und seine Gattung werden soll.

§. 131.

Es läßt sich in ihr, wie in den vorhergehenden, eine Beziehung zu ihrem Gegenstande, in wie fern sie denselben nicht besitzt, und eine entgegengesetzte denken, oder eine Tendenz, sie zu erwerben, und als erworben zu erhalten und zu gebrauchen. In der ersten nennt man sie die **Ehr-Begierde** schlechthin (ambitio), in der zweiten den **Stolz** (fastus); und wenn sie zur Leidenschaft in einem Subject geworden ist, in jenem Falle den **Ehr-Geitz**; in diesem den **Hochmuth**, welcher durch fremde Demüthigung sich erhebt. Wenn der Stolz vornämlich auf absichtliche Bekanntmachung seiner Vorzüge geht, so heißt er **Prahlerey** (ostentatio); und wenn er sich durch einen dem Vermögensstande unangemessenen Aufwand ein erdichtetes Ansehen zu geben sucht, **Hoffarth** (superbia).

Die Ehr-Liebe gehört nicht hierher, weil sie den ursprünglichen, innern Werth des Menschen, der auf seinen intelligibeln Character sich gründet, d. i. den guten Ruf, (fama) zu schützen sucht.

§. 132.

Weil die Ehrbegierde auf noch nicht erworbenes Ansehen geht, so muß sie sich in den Besitz der Mittel desselben zu setzen, folglich ihre Anlagen anzubauen, und ihren Vermögensstand zu erweitern suchen; der Stolz hingegen, weil er bereits erlangtes Ansehen nur behaupten und geltend machen darf, hat bloß die Bedingungen, von denen dieses abhängt, in dem gegebenen Zustande und Verhältnisse zu sich zu erhalten, d. i. seine cultivirten Fähigkeiten zu üben, oder sich im Gebrauch des erworbenen Vermögens einerseits einzuschränken, und andererseits es, wie jene, äusserlich darzustellen. Mithin wirkt die Neigung zur Ehre einmal als Antrieb, sich vor Andern durch Ausbildung seiner Talente hervorzuthun, und erwerbsam zu seyn, zweitens als Antrieb zum Fleiß und häuslicher Sparsamkeit. Da aber auch das Ansehen einer Person auf eine andere übertragen werden kann, wenn die Objecte, an denen es haftet, einen Uebergang vertragen, wie Vermögen, oder Zeichen des Verdienstes; so kann der Stolz von dem eigenen Erwerb der Ehre, die er besitzt, völlig ausgeschlossen seyn, und ist es in den meisten Fällen wirklich.

§. 133.

Die Ehrbegierde ist ausgeschlossen von allen Temperamenten des Egoismus und der Selbstsucht, (§. 157.) weil sie nicht allein darauf

ausgeht, Ansehn zu erlangen, sondern auch die Thätigkeit, wodurch dasselbe erworben wird, als einen Gegenstand reiner Achtung sich selbst zum Zwecke macht, und in so fern von empirischem Interesse, das in den gedachten Temperamenten herrscht, frey ist; aber auch unter den entgegengesetzten in einem namhaften Grade nur dem männlichen und feurigen eigen, da sie zur Erreichung ihres Endzwecks den vollkommensten Gebrauch aller körperlichen Vermögen voraussetzt. Sie ist ferner eine seltene Erscheinung in den ungesitteten Ständen, weil diese eben so wenig ausgezeichnete Verstandes-Fähigkeiten und hinreichende Mittel zu ihrer Cultur, als Anlage zu Reichthümern besitzen; ein Eigenthum des männlichen Geschlechts, weil das Weib durch sich selbst keinen bürgerlichen Werth erlangt, und aus einem der oben erwähnten Gründe auch dieses Alters. Dagegen findet sich der Stolz nicht nur in allen jenen Temperamenten, und oft auch bey dem Mangel aller Ansprüche in den ungesitteten Ständen, weil er es nur mit Erhaltung und Gebrauch eines erworbenen, durch sich, oder Andere, wahren, oder eingebildeten, Ansehens zu thun hat; am meisten aber im böotischen und sanguinischen Temperament, weil das hecktische und phlegmatische ihrer Neigung zur Gemächlichkeit auch die geringere Anstrengung, welche er kostet, nicht aufzuopfern im Stande sind, und unter gleichen Umstän-

den fast häufiger im weiblichen, als männlichen Geschlecht, wo er vorzüglich durch das Bestreben, seine Vorzüge zu zeigen, sich äussert. Dabey ist er auch den gesitteten Ständen so wenig fremd, als die Ehrbegierde, und kommt am häufigsten in denjenigen Klassen derselben vor, welche sich durch ererbte Würden und Reichthümer von den übrigen unterscheiden, während jene mehr eine Erscheinung des mässig begüterten Mittelstandes ist. Beide (in Handels-Republiken der Geld- in Staaten von mehr agrarischer und militärischer Verfassung der Rang- und Ahnen-Stolz) sind die Hauptquellen des Aristokratismus und Oligarchismus.

Die Neigung nach unmittelbarem sinnlichen Vergnügen, welche man sonst noch für sich betrachtete, und in zwey besondre in Beziehung auf die beiden, mit der höchsten thierischen Erregbarkeit begleiteten Organe theilte, kann als der Neigung zum Eigenthum untergeordnet angesehen werden, in wie fern Alles Gegenstand unsres Besitzes werden muß, um irgend einen ungehinderten Gebrauch davon zu machen. Das Wohlgefallen an Schönheit, Wahrheit und Sittlichkeit aber, und die aus ihnen sich entwickelnden persönlichen Neigungen der Liebe und Freundschaft betreffend ist zu bemerken: daß sie erstens ihrem Inhalt nach nicht aus der reinen, sondern ästhetischen und moralischen Sinnlichkeit entspringen, und also nur ihrer Form nach zur Sinnlichkeit gehörig kein empirisches Interesse haben; zweitens, daß sie weniger von Natur-Anlagen, als Bildung des Verstandes, und der praktischen Vernunft abhängen. Die Liebe ist die Neigung gegen eine Person, in welcher die Idee des Schönen und Sittlichen durch Empfindung gegeben ist. Die Freund-

schaft nimmt bloß auf Uebereinstimmung mit der letztern Rücksicht, und kann darum zwischen Personen gleichen Geschlechts entstehen, während jene, wenn ihr nicht eine offene, oder versteckte thierische Geschlechtsbegierde zum Grunde liegt, oder sie die eingebildete Platonische Liebe ist, nur zwischen verschiedenen Geschlechtern Statt finden kann, weil alles objectiv Schöne relativ ist, und bloß in der Vermischung des Ungleichartigen empfunden werden kann. Alle Liebe ist daher Geschlechts-Liebe, die aber nicht immer auf Geschlechts-Genuß geht, welcher eine Beymischung thierischer Lust zu dem reinen Wohlgefallen am Schönen ist, der ihrem Wesen nichts hinzusetzt, sondern nur durch die innigste Vereinigung ihrer Gegenstände die Empfindung derselben erhöht. Das Wohl-Wollen aber ist auf gar kein unmittelbares subjectives Interesse gerichtet, sondern strebt allein nach Beförderung fremder Wohlfahrt, und kann daher auch auf Personen sich erstrecken, welche mit uns in Gesinnungen und Sitten nicht übereinstimmen, denen wir aber darum doch nicht unsre Achtung versagen dürfen, weil bey aller anscheinenden Härte der Maxime es dennoch der Natur eines sittlichen Wesens zuwider ist, moralische Unwürdigkeit mit Glückseeligkeit zu vereinigen. — Unter allen hier betrachteten Neigungen ist die Neigung zur Ehre die edelste, weil sie eine der stärksten Triebfedern zu den Tugenden des Heroismus enthält, während das Streben nach Freiheit und Herrschaft dem Staate gefährlich sind, die Neigung zum Eigenthum aber nicht die Anreitze, sondern den Gebrauch der Bedingungen, durch welche dem Wohlwollen Ausübung verschafft werden kann, erweitert.

Zweiter Abschnitt.

Von den Triebfedern der Neigungen, oder den Empfindungen in engerer Bedeutung.

§. 134.

Die Neigungen kann man als in dem Gemüth ursprünglich gegebene Richtungen des empirischen Willens betrachten. Sollen sie aber auf einen Gegenstand bezogen werden, so bedarf es dazu einer äussern Veranlassung, welche durch Empfindung in jenes übergeht, die dem Verhältniß des Objects nach von verschiedener Art und in verschiedenen Graden Statt haben kann. Enthält sie das Bewußtseyn einer befriedigten Neigung, so ist sie **angenehm**, im Gegentheil **unangenehm**. Der Zustand angenehmer Empfindungen wird mit einem Ausdruck **Vergnügen**, der entgegengesetzte Mißvergnügen, oder **Schmerz** genannt. Eine Abwesenheit aller bemerkbaren Empfindungen heißt die **Gemüthsruhe**, (*ἀταραξία*, *tranquillitas* animi) die, wenn sie aus Mangel an äussern Eindrücken, oder unproportionirter Empfindungsfähigkeit des Subjects entsprungen ist, **Gleich-Gültigkeit** (der Rigorismus der Cyniker); wenn sie aber aus der Fertigkeit des letztern, das Bewußtseyn durch Willkühr von gegebenen Wahrnehmungen abzulenken entsteht, **Gleich-Muth**, (*ἀπαθία*, *constantia* animi beym Zeno und ἡδονὴ beym

Epikur, weil beide Weise nicht Abstumpfung der Empfindlichkeit, sondern Uebung der Vernunft-Herrschaft über erregte Empfindungen, nur jener als ein Princip der reinen praktischen Vernunft, dieser als eine Maxime des Glückseeligkeits-Triebes empfahlen) genannt wird. Im entgegengesetzten Zustande findet überhaupt Gemüthsbewegung (παθος, perturbatio animi, affectus) Statt, die aber vorzugsweise diesen Namen führt, wenn sie ihren höchsten Grad erreicht, und dadurch der Selbstbestimmung des Subjects das Gleichgewicht entzieht. Der Affect ist demnach nur ein höchst gesteigertes Vergnügen, oder ein höchst gesteigerter Schmerz.

§. 135.

Alles Vergnügen ist seinem Inhalte, oder Ursprung nach rein sinnlich, und bezieht sich auf Neigungen, die nicht zu dem Wesen des Menschen, sondern seiner Einschränkung in der Sinnenwelt gehören. Es ist aber nicht an die äussern Sinne geknüpft, sondern kann auch durch den innern, und da auf diesen nur Vorstellungen wirken, durch diese erregt werden. Mithin ist es nicht von einem ausser uns vorhandenen, wahrgenommenen Object abhängig, sondern kann sich auf ein bloß eingebildetes beziehen, und die Grösse der Empfindung wird nicht durch die Gegenwart oder Abwesenheit desselben, sondern lediglich durch den Umfang

seiner Wirkungen, auf welchem Wege diese zum Gemüth gelangen mögen, bestimmt. Nur in seiner letzten Beziehung muß es auf einen Gegenstand, der das Object einer möglichen Wahrnehmung ist, gerichtet seyn. Ein Vergnügen nun, oder ein Schmerz, die durch bloß vorgestellte Gegenstände erregt worden sind, werden Freude und Betrübniß genannt, die beiden Haupt-Gattungen angenehmer und unangenehmer Affecten.

Wenn man ausser dem sinnlichen Vergnügen noch ein ästhetisches und moralisches annimmt, so ist dagegen zu erinnern, daß beide ihrem Wesen nach aus dem Verstande und der reinen praktischen Vernunft entspringen, da jenes sich auf einen Gegenstand sinnlicher Lust bezieht, nicht in wie fern er dieses ist, (durch einen Grund des Wechsels der Empfinduug,) sondern in wie fern das Mannichfaltige desselben nach einer empirischen Regel übereinstimmt; das so genannte moralische Vergnügen aber von aller Materie der Empfindung abstrahirt, indem es sich auf die blosse Gemäßheit einer Handlung zum Sitten-Gesetze, also ihre reine Form bezieht, und daher an sich Nichts von der Qualität einer Empfindung enthält. Es giebt folglich nur ein ästhetisches und moralisches Wohlgefallen, obwohl jenes immer mit sinnlichem Vergnügen vermischt ist, aber nur in so fern ein ästhetischer Gegenstand wird, in so fern sich eine intellectuelle Affection des innern Sinnes damit verknüpft. Beide müssen jedoch, in so fern sie ein Gegenstand der Erscheinung werden sollen, die Form der Sinnlichkeit annehmen, d. i. den innern Sinn afficiren, und ein Bewußtseyn der Analogie mit Empfindungen gemäß erzeugen. Der Affect, welcher sich auf das letztere bezieht, ist auch nichts weiter, als eine verwandte Erscheinung von diesen. (§. 142.)

Von den Affecten überhaupt.

§. 136.

Daß aber diese Erscheinungen nur auf eingebildetes, nicht wahrgenommenes Vergnügen, wenigstens als solches, bezogen werden müssen, leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß jede Empfindung, ob sie zwar an sich das Gemüth in eine lebhaftere Bewegung versetzt, doch nur ein einziges Moment unseres Daseyns ausfülle, die Einbildungskraft hingegen alle Gegenstände in einer unendlichen Grösse darstelle; und wenn es eine Ursache des Vergnügens, oder Schmerzes betrifft, die angenehmen oder unangenehmen Empfindungen, welche von denselben zu erwarten sind, zu einer unendlichen Reihe von Wirkungen ausdehne, die also der Grösse nach mit einem gegenwärtig gegebenen vorübergehenden Zustande dieser Art in gar keinem Vergleich steht. Da wir uns aber der Wirkungen eines Objects zu unserm Vortheil nicht anders zu versichern im Stande sind, als, wenn wir ihn in ein Verhältniß der Abhängigkeit von uns gebracht haben, so muß auch die Vorstellung des (möglichen, oder wirklichen) Besitzes zu der Grösse des Vergnügens kommen, wenn es in Freude übergehen soll; und überhaupt wird kein Affect ohne eine vorhergesehene fortdauernde Vereinigung einer Ursache des Vergnügens, oder Schmerzes mit unserer Person, vermittelst deren sie ihre Wirkungen in einer

ununterbrochenen Folge ähnlicher Zustände auf uns äussert, erregt werden können. Folglich ist in ihnen das Interesse der Vernunft, (empirisch praktischen) und der Sinnlichkeit zu gleichen Theilen gemischt, und sie sind ein Eigenthum des Menschen als solchen.

§. 137.

Ein Hauptunterschied aber entspringt, je nachdem gedachte Wirkungen entweder als **nothwendig**, oder **zufällig** vorgestellt werden. Denn ob sie zwar im Gegenstand an sich betrachtet unter gewissen Voraussetzungen nothwendig seyn können, so müssen sie es doch nicht im Verhältniß desselben zu uns seyn. Das Zufällige derselben, wo es angenehme Empfindungen betrifft, schwächt immer den Grad des Vergnügens, im Gegentheil den Grad des Schmerzes.

§. 138.

Ungleich wird das Gemüth afficirt, je nachdem sie **erwartet**, oder **unerwartet** erscheinen, weil Alles, was mit unsern Begriffen und Erfahrungen von den Dingen nicht übereinstimmt, es mag sich auf die Beschaffenheit unsers Zustandes beziehen, oder nicht, die Thätigkeit des Vorstellungsvermögens erhöht, indem es dasselbe neue Begriffe zu bilden, und aus seinem beschränkten Gesichtskreise zu treten nöthigt. Darauf beruht der Eindruck der **Verwunderung**, welche, in wie fern sie bloß

das Interesse der objectiven Erkenntniß betrifft, zu den Affecten im eigentlichen Sinne nicht gezählt werden kann, diese aber in den meisten Fällen begleitet.

§. 139.

Auch wird eine verhältnißmässige Stärke der Neigung vorausgesetzt, auf welche sie sich beziehen; und da unter Leidenschaft der höchste Grad der Herrschaft, welchen diese über ein Subject ausüben können, verstanden wird, so ergiebt sich, daß immer ein grösserer oder geringerer Grad des leidenschaftlichen Begehrens zum Grunde liegt, wo sie erregt werden.

§. 140.

Endlich muß eine **unbefriedigte** Neigung eine stärkere und anhaltendere Empfindung erzeugen, als eine **befriedigte**, weil dadurch, daß man einem Streben Realität verschafft, dasselbe in Beziehung auf das bestimmte Object, worauf es gerichtet war, völlig aufgehoben werden muß, indem es nur durch das Nichtvorhandenseyn desselben erregt wurde, im Gegentheil eine jede Tendenz, als ideale, d. i. durch Vorstellung eines Zwecks erregte, Thätigkeit, so lange fortdauern muß, als jene Vorstellung möglich, oder der Zweck nicht erreicht ist; und ein Widerstand, der einer sich äussernden Kraft geleistet wird, ihre Thätigkeit jederzeit verdoppelt, während das, was ihr Mitwirkung zu ihrer Absicht verspricht, sie

einschränkt, indem es einen Theil ihrer eigenen Wirkung unnöthig macht. Hieraus erklärt sich, warum unangenehme Affecten tiefer eindringen (wenn nicht das Plötzliche des Eindrucks bey den entgegengesetzten eine Veränderung des Verhältnisses erzeugt) und nach Beschaffenheit der Umstände von einer ohne Vergleich längern Dauer, als angenehme sind.

Von den einzelnen Affecten.

§. 141.

Alle Affecten sind entweder angenehm, oder unangenehm, und da sich ausser diesen keine qualitativen Unterschiede derselben denken lassen, so kann man auch die vermischten für nichts anders, als Modificationen der Freude und Betrübniß ansehen.

§. 142.

a) Rein angenehme.

Es liegt ihnen insgesammt eine Bestimmung des Bewußtseyns zum Grunde, welche die Vorstellung einer Vervollkommnung unseres Zustandes enthält, und Freude in weiterer Bedeutung genannt wird. Man braucht aber diesen Namen vorzugsweise von derjenigen Gattung, welche mit dem Bewußtseyn der Nothwendigkeit (unter den gegenwärtig gegebenen Bedingungen) dieser Veränderung begleitet ist, und setzt ihr die Hoffnung entge-

gen, welche durch die Reflexion auf die Zufälligkeit des vorhergesehenen Vergnügens entsteht, und also eine Einschränkung jener, aber keine vermischte Empfindung ist, weil dazu qualitativ verschiedenartige Vorstellungen erfordert werden, durch den Character der Zufälligkeit eines Objects aber ihm nicht ein anderes von widerstreitender Beschaffenheit entgegengesetzt, sondern nur die Bestimmung seines Verhältnisses zum Erkenntniß-Vermögen beygefügt wird. Auf den Zusammenhang des Gegenstandes mit gegenwärtigen Wahrnehmungen kommt übrigens, wie wir bereits erinnert haben, gar Nichts an. Ein mit Gewißheit vorhergesehenes Vergnügen kann nicht nur nach Verhältniß der Umstände grösser, als ein wirklich empfundenes seyn, sondern ist es an sich allezeit, in so fern die Einbildungskraft ein freieres Spiel dabey hat. Man nennt in dieser Beziehung die Freude **Entzücken**.

Die Entzückung der Schwärmer entspringt ebenfalls aus einer innern Anschauung der zukünftigen Welt, welche ihrer Lebhaftigkeit wegen das Mögliche zum Bewußtseyn des Wirklichen erhebt. An das Entzücken grenzt nahe der **Enthusiasmus**, in so fern er ein lebhaftes Vergnügen über das mit Zuversicht gehoffte glückliche Resultat seiner kühnen Unternehmungen enthält. Er ist aber nur eine den Affecten verwandte Erscheinung, weil er mehr thätig, als leidend ist, und seinen letzten Grund in einer Bestimmung der reinen praktischen Vernunft hat, da jene auf den Glückseeligkeits-Trieb gerichtet sind, oder doch mit ihm zusammenhängen.

b) Rein unangenehme.

§. 143.

Die Grund-Bestimmung eines unangenehm afficirten Gemüths wird **Betrübniß** genannt; und ihre Abweichungen entstehen theils aus dem verschiedenen Verhältniß des Gegenstandes zum Erkenntniß-Vermögen, theils aus der Verschiedenheit in dem Umfange und der Richtung unserer Reflexion.

§. 144.

Betrübniß schlechthin wird diejenige Modification derselben genannt, welche sich auf die Vorstellung eines nothwendigen Uebels bezieht. Die Einschränkung derselben durch Zufälligkeit des letztern erzeugt die **Furcht**. Alles gilt von ihr in Beziehung auf jene, was von der Hoffnung in Beziehung auf die Freude gesagt worden ist. Die Betrübniß kann also auch bey der Abwesenheit ihrer Ursache im Vergleich mit einer gegenwärtigen grösser seyn, wenn jene eine wichtigere Veränderung unseres Zustandes zur Folge hat, und sie wird es ebenfalls immer, in so fern die durch Wahrnehmungen unbestimmte Thätigkeit der Einbildungskraft dem Gegenstande die größte mögliche Ausdehnung giebt; wobey man aber voraussetzt, daß derselbe als eine nothwendige Folge der gegenwärtigen Verhältnisse vorgestellt werde. Sie heißt in diesem Falle **Angst**, welche mit dem Herannahen des erwarteten

Schmerzes wächst, so wie dieser, wenn er selbst eingetreten ist, gradweise abnimmt. Plötzlich erregte Betrübniß, oder Furcht werden **Schreck** genannt. Wird sie auf die Abwesenheit eines durch vorhergegangenen Genuß zum Bedürfniß gewordenen Vergnügens bezogen, so entsteht **Sehnsucht**. Kommt zu dieser die Vorstellung der Unersetzlichkeit des Verlustes; **Gram**, (Harm) welcher in **Verzweiflung** übergeht, wenn das Subject wegen der Grösse des Schmerzes die Hoffnung, durch Stärke seines Willens ihm einen angemessenen Widerstand zu leisten, verliert. Diese geht gemeiniglich den Gemüths-Krankheiten des heftigern Grades vorher, wenn sie nicht bloß aus physischen Ursachen entsprungen sind, verschwindet aber in ihnen selbst, weil alsdann überhaupt das Bewußtseyn auf kein bestimmtes Object mehr gerichtet wird.

§. 145.

In allen vorhergehenden Zuständen ist die Reflexion einfach, und auf das Subject beschränkt. Wird sie entweder getheilt, und geht abwechselnd von der Betrachtung der Unvollkommenheit seines eignen Zustandes auf die Vollkommenheit eines fremden über; oder mehr auf die Ursache des Uebels, als das Uebel selbst gerichtet, so wird die Betrübniß im ersten Falle **Neid**, wenn sie den vollkommnern Zustand eines Andern als Quelle des Mißvergnügens,

Mißgunst, wenn sie denselben nur in einem widerwärtigen Contraste mit dem in sich gefühlten Mangel darstellt; im zweiten Zorn, in wie fern sie das Uebel als vorsätzliche Wirkung einer fremden Person, Verdruß, in wie fern sie es zwar nicht als absichtliche, aber doch freie Handlung derselben betrachtet; Reue in der Beziehung des Uebels auf unsere eigene Verschuldung, sie mag der Klugheits-Maxime überhaupt, oder dem Sitten-Gesetz zuwider laufen, Schaam in derselben Beziehung, wenn der Gegenstand des Vorwurfs die verletzte Neigung zur Ehre ist. Die vier letzten können als Arten einer einzigen, der Betrübniß untergeordneten Gattung angesehen werden, welche man Unwillen nennt, wodurch das Misvergnügen über die Vernunftwidrigkeit der Handlung eines freien Wesens überhaupt ausgedrückt wird.

c) Vermischte.

§. 146.

Unter diesem Namen begreift man diejenige Gattung von Affecten, in denen Gründe zu Freude und Betrübniß enthalten, und ursprünglich in einem ungetheilten Bewußtseyn gegeben sind, zum Behuf einer genauern Reflexion aber nachher geschieden werden. Eine dieser verschiedenartigen Empfindungen überwiegt immer die andere, und in den meisten

Fällen ist es auch bestimmt, welche; doch schwebt das Bewußtseyn eine Zeitlang zwischen ihnen, bis es seine Thätigkeit erschöpft hat, und an derjenigen haftet, welche die stärkste ist.

§. 147.

Hierher gehören: **Verwunderung, Mitleiden und Schadenfreude.** Jene kann nur alsdann, wenn sie zugleich das subjective Interesse betrifft, wie in den hier betrachteten Fällen, ein Affect genannt werden; sie ist aber an sich immer eine vermischte Empfindung, in so fern es einerseits angenehm ist, durch ein dem Vorstellungsvermögen entgegengesetztes Hinderniß seine Thätigkeit aufgeregt, andererseits unangenehm, den Zweck desselben nicht erreicht zu fühlen, die aber in ein reines Vergnügen übergeht, sobald jenes Hinderniß gehoben worden ist. In so fern sie nicht als andere Affecten begleitend, sondern für sich als solcher betrachtet wird, äussert sie sich durch **Bewunderung**, oder **Entsetzen**; jenes, wenn sie durch eine fremde Vollkommenheit erregt wird, die unsere Begriffe übersteigt, und also ästhetisches, oder moralisches Wohlgefallen erzeugt; dieses, wenn sie eine Unvollkommenheit in denselben Verhältnissen zum Gegenstande hat, welche Abscheu erregt, oder Furcht, wenn sie unserm Wohlseyn gefährlich ist. Das Vergnügen besteht bey jener in der Betrachtung der Vollkommenheit selbst; das Mißver-

gnügen in dem Bewußtseyn unseres Mangels, welches ein Antrieb zum Neide wird, der in dieser Einschränkung auf die Neigung zur Ehre **Eifersucht** genannt wird. In dem Entsetzen ist umgekehrt die Quelle des Unangenehmen die Reflexion auf den Gegenstand; die Quelle des Angenehmen aber die Erinnerung an unsere gegenwärtige Sicherheit vor der Gefahr, welche er droht. Mehrentheils hat in jener die Freude, in diesem die Betrübniß das Uebergewicht.

§. 148.

Der Grund zu der letztern ist in dem **Mit-leid** die Vorstellung eines fremden Leidens; der Grund der Freude das dadurch in uns erregte Wohlwollen, sowohl in Beziehung auf den Leidenden, in dem wir durch die wahrgenommene Theilnahme eine Milderung seines Schmerzes bewirkt zu haben glauben, als in Beziehung auf uns selbst, weil wir einem edeln Streben Befriedigung verschaffen können, oder doch in eine edle Stimmung uns versetzt fühlen. Sie wird zwar vergrössert, je grösser unser Vermögen der Hülfleistung ist, immer aber, wenn nicht besondre Umstände eintreten, (vornämlich die Einschränkung des Leidens durch Geringfügigkeit, oder Gewohnheit) giebt die Betrübniß der Empfindung den Ausschlag.

§. 149.

Diesem Affect gerade gegenüber steht die **Schadenfreude**, ein Vergnügen über eines

Andern Verlust, welcher mit unserm Gewinne verknüpft ist. Im gesetzlosen Zustande läßt sie sich auf alle Neigungen beziehen, weil fremdes Eigenthum und fremde Freiheit hier Mittel werden können, die unsrigen einzuschränken, und folglich jede Verminderung jener ein negativer Erwerb für uns ist; in der Staats-Gesellschaft aber, wo der Mißbrauch dieser Neigungen verhütet wird, ist sie allein auf die Neigung zur Ehre gerichtet, in welcher sie auch ihre unmittelbarste Beziehung findet, da das, was den Werth Anderer herabsetzt, den unsrigen im Vergleiche erhöht, Alle aber öffentlich einander gleich geschätzt werden, bis Einer oder der Andere seine Schwächen geäussert hat. In ihr ist die Freude der überwiegende Bestandtheil, weil die Eigenliebe grösser, als das Mitleiden ist. Sie äussert sich an auffallendsten durch das Lachen.

Von den Gemüths-Stimmungen.

§. 150.

Freude uud Betrübniß sind der höchste Grad des Vergnügens, oder Schmerzes. Wir sind aber immer im Zustande des einen, oder andern, nur alsdann ohne klares Bewußtseyn, wenn es in einer Reihe unmerklich in einander übergehender Grade gegeben ist, und die Ursachen derselben durch Gewohnheit geschwächte Reitze sind. Man nennt derglei-

chen Zustände bewußtloser Affectionen schlechthin Stimmungen des Gemüths, ungeachtet dasselbe bey den vorher betrachteten weit mehr durch äussere Eindrücke bestimmt wird, weil diese die natürliche, jene hingegen eine ungewöhnlich erhobene Temperatur desselben bezeichnen, und sie beziehen sich nicht auf namhafte Veränderungen, sondern die gleichartig fortdauernde Beschaffenheit unserer äussern Verhältnisse, die unsere Neigungen entweder befriedigen, oder einschränken.

§. 151.

Ungeachtet nun auch darin ihr wesentlicher Grund liegt, so werden sie doch theils durch die jedesmalige Bestimmung des körperlichen Zustandes sehr verschieden modificirt, weil das Bewußtseyn seiner Veränderungen, die zunächst und am stärksten empfunden werden, sich in alle unsre Vorstellungen mischt, und dadurch das täuschende Gefühl von Glückseeligkeit und Elend überhaupt erzeugt.

§. 152.

Die Gattung der angenehmen begreift man unter dem Namen der Fröhlichkeit, welche als stiller Frohsinn im ätherischen Temperament, als offene Heiterkeit im männlichen und feurigen, als ausgelassene Lustigkeit im böotischen und suanguinischen erscheint. Das hecktische, phlegmatische und melancholische sind ihrer in gar keinem sichtbaren Grade fähig. Wenn

die gereizte Sinnlichkeit des Böotickers und Suanguinickers ihm lästig wird, so sucht sie sich durch äussern Anstoß abzustumpfen, und geht in Muthwillen über, der in den gesitteten Ständen durch die Gesetze des Wohlstandes und der Sinnlichkeit eingeschränkt, als Scherz; in den ungesitteten ohne Zwang, und mit besonderer Rücksicht auf die Geschlechts-Neigung, als Spaaß sich äussert.

§. 153.

Die Gattung der unangenehmen wird angedeutet durch den Ausdruck der **Traurigkeit**, welche sich durch verschlossenen **Trübsinn** (Schwermuth) im ätherischen und melancholischen Temperament, durch **mürrisches Wesen**, oder üble Laune im hecktischen und phlegmatischen, durch **verdrossene** Unthätigkeit und auffahrenden **Zorn** im böotischen und suanguinischen, durch klagende **Wehmuth** im weiblichen Geschlecht und jugendlichen Alter offenbart. Im männlichen und feurigen reißt sie sich von dem Bewußtseyn ihres Zustandes los, und geht in ernste Betrachtung der Hindernisse der allgemeinen Glückseeligkeit über.

Die Haupt-Bedingung der Kunst, glücklich zu seyn, ist, daß man nicht nach Glückseeligkeit strebe, weil dadurch Dinge erst einen eingebildeten Werth für uns erhalten, und

alles Ringen nach einem Ziele, dessen Erreichung von unsern Kräften nicht allein abhängt, vergebens ist. Was Jeder braucht, sein Leben so annehmlich zu machen, als es sein Bedürfniß erheischt, und für seine Lage sich schickt, wird ihm durch Erfüllung der Pflichten des angewiesenen Standes zu Theil; man muß sich nur an das Gewand nicht stossen, in dem das Angenehme und Schöne zum Genusse sich bietet.

Dritter Abschnitt.

Von den besondern Richtungen des menschlichen Willens, oder dem persönlichen Character.

§. 154.

So wie es zufällige Bestimmungen des Erkenntniß-Vermögens giebt durch gradweise Steigerung der zu ihm gehörigen Anlagen, so giebt es auch dergleichen in Ansehung des Willens, die, ungeachtet sie sich zugleich durch qualitative Unterschiede zu erkennen geben, dennoch aus lauter Grad-Verschiedenheiten entspringen. Man nennt sie, theils so wie sie ursprünglich gegeben, theils unter dem Einflusse der praktischen Vernunft modificirt worden sind, vorzugsweise den Character des Menschen, der ein natürlicher und erworbner ist, und in der ersten Beziehung, wo man

ihn die Sinnes-Art nennen kann, die Eigenthümlichkeiten der Menschen, welche aus der Verschiedenheit des Temperaments, Geschlechts, Alters, Standes, und der Nation in sittlicher Rücksicht entstehen, unter sich begreift.

Vom Temperament überhaupt.

§. 155.

Die Unterschiede dieser ersten der gedachten Bestimmungen gründen sich insgesammt auf die Beschaffenheit jenes Princips, welches die Verbindung zwischen Geist und Materie in der Natur des Menschen ausmacht, wovon (Hauptstück I. Abschnitt II.) gehandelt worden ist, und da dessen Thätigkeit sowohl der Art, als dem Grade nach abweichend seyn kann, so lassen sie sich alle auf folgende Eintheilungen zurückführen.

§. 156.

Die Bewegungen dieses unbekannten Princips, (es möge Nerven-Geist oder Aether, oder, wie man sonst wolle, heissen) müssen überall mit einer grössern, oder geringen, gleichförmigen, oder ungleichförmigen Geschwindigkeit Statt finden. Der höchste, uns bekannte, Grad derselben giebt den Maaßstab für die Temperamente der Stärke, der niedrigste für die der Schwäche; wobey, wie sich von selbst versteht, alle dazwischen fallenden zu demjenigen gerechnet werden, welchem sie sich am meisten

nähern. Hieraus entspringen zwey Haupt-Gattungen derselben, deren Character durch die dynamische Beschaffenheit der physischen Anlagen selbst angedeutet wird.

§. 157.

Die Wirkungen dieser Anlagen geben einen zweiten Eintheilungsgrund, der mit jenem verglichen vier Haupt-Klassen erzeugt. Je nachdem nämlich durch sie das Interesse des Subjects nach aussen gerichtet, oder auf sich selbst zurückgeworfen wird, nimmt das Temperament die Form der Selbst-Sucht und des Egoismus, oder des Wohlwollens und Gemein-Geistes an.

§. 158.

Die sthenischen demnach sowohl, als asthenischen haben zwey untergeordnete Gattungen, je nachdem sie mehr das objective, oder subjective Interesse enthalten. Die ersten beiden können sehr schicklich nach den National-Characteren, die sich in der Geschichte durch sie auszeichnen, das **Römische** und **Lydische**, die zweiten das **Attische** und **Phrygische** genannt werden.

§. 159.

Ein jedes dieser Haupt-Temperamente läßt sich wieder von einer doppelten Seite betrachten, indem entweder die Bewegungen des Nerven-Aethers in demselben (unabgesehen von ihrer Stärke) regelmässig, oder unregel-

mässig sind. So entspringen aus dem Römischen das männliche und feurige; aus dem Lydischen das böotische und suanguinische; aus dem Attischen das ätherische und melancholische; aus dem Phrygischen das phlegmatische und hecktische. Die Temperamente der ungleichförmigen Erregung sind zugleich mit einer höhern Erregbarkeit in Beziehung auf die entgegenstehenden verbunden.

Die letztern Eintheilungen sammt den Benennungen sind nicht mein, sondern von dem Hrn. Hofr. Plattner (s. Philos. Aphorism. B. II. p. 484 seq.) vorgeschlagen.

§. 160.

Diese Temperamente finden sich niemals ganz rein in der Erfahrung, und am leichtesten wird ihr Uebergang bey dem nächsten Grade der Verwandtschaft; z. B. des feurigen in das männliche im ruhigern Lebensalter. Auch können sie, so wie die Neigungen, theils durch des Subjects eigne Freiheit, theils durch die Autorität eines fremden Willens eingeschränkt werden.

§. 161.

Aus jedem derselben entwickelt sich ein bestimmter Character, sowohl in Ansehung der Neigungen, Stimmungen und Maximen; als auch der Brauchbarkeit zu empirischen Zwecken.

§. 162.

Unter allen aber ist keins, welches die Güte des sittlichen Characters einschränkte. Denn

ungeachtet der Grad seiner empirischen Thätigkeit allein von ihnen abhängig ist, so können sie doch auf das reine Princip desselben keinen Einfluß haben, und ihm keine bösartige Maxime unterlegen. Folglich bestimmen sie, wenn die Frage ist, ob sie zu einem moralischen Maaßstabe genommen werden können, lediglich den äussern Werth des Menschen, ohne im geringsten seiner Würde Etwas zu entziehen.

Von den einzelnen Temperamenten.

A. Sthenische.

§. 163.

Der allgemeine Character dieser Gattung wird durch die pyhsische Beschaffenheit derselben bestimmt, und besteht in dem höchsten Grade thierischer Erregbarkeit. In ihren beiden Haupt-Modificationen aber bildet sie eine Verschiedenheit des sittlichen Characters, welcher in dem Römischen der Sinn des Wohlwollens und Gemein-Geistes, in dem Lydischen des Egoismus und der Selbst-Sucht ist.

a) Das Römische.

Dieß äussert sich in der Nebenbeziehung des

1. männlichen durch ein ruhiges, aber ausdauerndes Streben nach unmittelbarer gemeinnütziger Thätigkeit in einem berufsmässigen Wirkungskreise; herrschende Neigung zur Unabhängigkeit, besonders in öffentlichen Ver-

hältnissen; Ruhm-Begierde, eingeschränkt durch Wohlwollen und Sparsamkeit; edles Selbst-Gefühl ohne Geringschätzung des fremden Verdienstes; pflichtmässige Treue in Freundschaft und Liebe; Hang zum Wohlleben ohne Schwelgerey und Berauschung; lebhafte Freude und offene Fröhlichkeit; Zorn ohne Rachgier und Schmähsucht; Sorge ohne Zaghaftigkeit; Kummer ohne Gram; Unbefangenheit in der Mittheilung ohne plaudernde Schwatzhaftigkeit; Muth in Gefahr, wo die Pflicht ihr Stand zu halten gebietet, und Duldung im Schmerze; Bedachtsamkeit und Ueberlegung ohne Feigheit und Zaudern; Festigkeit der Maximen ohne Unbiegsamkeit; großmüthige Verachtung des Feindes ohne Trotz; Dogmatismus in den Wissenschaften ohne Nachbeterey und Unduldsamkeit; Religiosität ohne Heucheley und Bigotterie. Es bildet tapfere Unterfeldherren; ausdauernde Patrioten; unbestechliche Richter; unpartheyische Forscher und genaue Beobachter. In dem

2. feurigen ragt am meisten der Enthusiasmus für Alles, was zur allgemeinen Glückseeligkeit gehört, durch eigene Beförderung derselben hervor, der mehr nach einem selbstgesteckten, als durch Verhältnisse vorgeschriebenen Ziele strebt, und weder ausdauernd, noch vollkommen zweckmässig gerichtet ist. Die Ehr-Begierde geht in ihm leicht in den Ehr-Geitz, über. In der Freundschaft und Liebe

ist es kühn im Geloben, und zurücknehmend in der Erfüllung ohne leichtsinnige Veränderlichkeit im Wechsel der Personen. Es macht geneigt zur Berauschung, aber mit Rücksicht auf Gedeihlichkeit und die Gesetze des Wohlstandes; zu Aufwallungen in Freude und Zorn ohne unwürdige Selbstvergessenheit; zu vergeblichem Widerstand gegen das Schicksal in der Betrübniß; und ist die Quelle des kühnen Unternehmungsgeistes, der Gefahr und Aufopferung sucht, mit unerschütterlicher Beharrlichkeit seine Zwecke verfolgt, und mit schneller, aber nicht tollkühner Entschlossenheit sie ausführt. Weltstürmende Eroberer; unerschrockene Vertheidiger der unterdrückten Menschenrechte gegen den Despotismus und die Intrigue; wohlthätige Reformatoren in den Wissenschaften, der Religion und allen die Menschheit interessirenden Angelegenheiten, aber auch ihr Zeitalter erschütternde Revolutionäre in der Denkart und den Verfassungen sind es vornämlich, welche aus der Natur-Anlage dieses Temperaments vornämlich hervorgehen.

§. 164.

b) Das Lydische.

In wie fern es erscheint als

1. das böotische, zeichnet es sich durch überwiegenden Hang zum sinnlichen Vergnügen ohne Mässigkeit im Genuß, und Geschmack in der Wahl, und alle Arten des Stolzes, be-

sonders in seiner Abartung als Hochmuth aus. Es liebt mehr Schwelgerey, als Ueppigkeit, und die steife Sitte des Hofes; ist unfähig der Sympathie und der Freundschaft; lieblos und ohne Schonung im Urtheil über Andre; pöbelhaft im Scherze; rachsüchtig und beschimpfend im Zorne; ängstlich sorgend und argwöhnisch in der Bewachung des Eigenthums und Ansehens; ohne Vaterlandsliebe, und vor dem Despotismus sich beugend; unerbittlich strenge gegen Untergebene und unversöhnlich gegen Feinde; ungeschickt, sich über Vorurtheile des Standes und die herrschende Meinung des Zeitalters zu erheben; abergläubisch und frömmelnd in der Religion; parthеysüchtig in den Wissenschaften und dem politischen Interesse. Es herrscht so wohl in den höhern Ständen, als der erwerbenden Klasse des bürgerlichen, und giebt der Herrsch- und Erpressungssucht taugliche Mittelspersonen, dergleichen Beamte und Unterrichter sind. Mit ihm hat

2. das suanguinische die Neigungen der thierischen Sinnlichkeit gemein, doch mit mehr Einschränkung und Mannichfaltigkeit, weil es einer höhern Reizbarkeit fähig ist, und darum den Wechsel mehr liebt. Weniger aufgelegt zum Stolz, als zur Eitelkeit, haßt es die Fessel der Convention, und schmiegt sich an den Ton der Galanterie; stellt sich bewegt beym Anblicke des Elends, und ist wohlthätig aus

Ruhmsucht; zärtelnd in der Freundschaft und Liebe ohne Wohlwollen und Treue; beredt im Lobe und der Danksagung ohne Gefühl der Achtung und Verbindlichkeit; spöttelnd ohne Verläumdung; muthwillig im Scherze ohne Beleidigung; auffahrend, wenn es erzürnt wird, ohne Erbitterung; gedankenlos über das, was Pflicht und Vortheil erheischen, aber sorgsam und erfinderisch im Genusse des Augenblicks; ohne Fassung im Schmerz mit baldiger Vergessenheit; ein heftiger Tyrannen-Feind, aber leicht zu gewinnen, wenn ihm geschmeichelt wird; hart und nachsichtig zur Unzeit und nach Laune; leicht zu belehren, aber unfähig der Prüfung; geneigt zum Unglauben und der Religionsspötterey aus Affectation des Geschmacks; beständig schwankend in Grundsätzen, Meinungen und Sitten mit vorzugsweiser Begünstigung des Neuen. Da es zu keiner ernsten und anhaltenden Beschäftigung aufgelegt ist, so paßt es am besten in die Verhältnisse des Privat-Lebens, doch auch sehr gut zur Rolle eines Unterhändlers fremder Angelegenheiten.

B. Asthenische.

§. 165.

Ihr Unterschied von der vorigen Gattung besteht in der geringern thierischen Reitzbarkeit, und die beiden Formen, in denen jene erscheint, (§. 163.) zeigen sich auch hier wieder.

a. Das Attische

hat als

1. ätherisches zum Hauptzuge eine hohe Empfänglichkeit für das Ideale in Kunst und Wissenschaft, verbunden mit Haß alles Gezwungnen und Unnatürlichen in den Sitten; ein zartes Ehrgefühl ohne Streben nach Ruhm und mit Anspruchslosigkeit im Benehmen; einen schwärmerischen Heroismus in der Freundschaft und Liebe. Es übt Nüchternheit und Frugalität, vornämlich im häuslichen Kreise; ist innig bewegt in der Freude, ohne Erguß; am leichtesten zu besänftigen im Zorn, und mehr eines reinen Unwillens, der die Handlung, nicht ihren Urheber und Folgen trifft, fähig; gleich empfänglich für die Theilnahme an fremden Leiden, als die Beruhigung über eigne; unbekümmert wegen des Zukünftigen ohne leichtsinnige Sorglosigkeit; bemüht, die Gefahr durch Vorsicht abzuwenden, ohne aus Furcht sie zu fliehen; hingebend im Schmerz ohne Uebellaunigkeit und Klage; behutsam im Umgange ohne Mißtrauen; verschwiegen gegen Ungeprüfte ohne Zurückhaltung gegen Freunde; wandelbar in Maximen ohne Laune; zugethan einer skeptischen Denkart in der Philosophie und Religion, verbunden mit einem lebendigen und auf das zu hoffende Gute des künftigen Zustandes gerichteten Glauben. Es ist die vorzüglichste Grundlage des dichterischen, Künstler- und gemeinen philosophischen Talents.

So wie dieses den Blick aufwärts in das heitere Gefilde erhebender Ideen richtet, so senkt ihn das

2. melancholische in das düstre Gebiet niederschlagender Empfindungen, indem es der wirklichen Welt zwar nicht seine Aufmerksamkeit versagt, aber sie allein von der trüben Seite auffaßt; leidet an einer verzärtelten Ehrliebe, die den Anschein der Herabsetzung für wahre Beleidigung nimmt, wird dadurch zurückstossend im Umgange und unfähig zu dauerhafter Freundschaft. Die Einschränkung der sinnlichen Lust treibt es bis zu strenger Enthaltsamkeit; der Freude und der Fröhlichkeit beraubt, erhebt es sich nur zum Gefühl der Zufriedenheit; ist am empfänglichsten für die Kränkung und den Groll; zum Mitleid weniger, als dem Haß gegen die Urheber des menschlichen Elends aufgelegt; schwermüthig verzweifelnd in der Trauer, und geneigt, sich in Gefahren zu stürzen, nicht aus Ehrgeitz oder Pflicht, sondern, um des Lebens drückende Last abzuwerfen, oder weil es im Leiden Verdienst sucht. Sehr schwer fällt ihm das Verzeihen, und niemals geschieht es ohne Demüthigung des Beleidigers; beym Argwohn gegen die Redlichsten giebt es sich mit uneingeschränktem Vertrauen an Günstlinge hin; ist unbiegsam, nicht aus Strenge der Denkart, sondern Kurzsichtigkeit; und tritt entweder auf die Seite eines dogmatischen Scepticismus, oder blinden

und zitternden Glaubens, verbunden mit Bekehrungseifer und Verfolgungsgeist. Dadurch wird es die Quelle der finstern Schwärmerey aller Art, die sich in der unnatürlichen Lebensweise der Einsiedler, Asceten, u. s. w. offenbart, oder als geheime Melancholie von den Thronen herab und in den Familien die Geissel des Despotismus um sich wirft. Zu dem

§. 166.

b) Phrygischen

gehören:

1. das **phlegmatische**, welches sich durch Schwäche aller Neigungen characterisirt, die auf unmittelbaren Genuß gehen, oder an das höhere Interesse der Menschheit geknüpft sind. Nur die Neigung zum Eigenthum wird sichtbar in ihm, weil von dieser die Erhaltung des Lebens und eines behaglichen Zustandes abhängt, und artet, weil sie durch keine andere eingeschränkt wird, in Geiz aus. Um ihretwillen schließt es sich auch allein an den allgemeinen Geschäftskreis an, und ist treu und genau in Abwartung des Berufs, meist aus Gewohnheit, und weil es im Besitz einer ungeschwächten Gesundheit ist. Es ist gemässigt im Zorn, aber doch nicht zurückgehalten in der Aeusserung desselben; geduldig, aber nicht aus Stärke, sondern Unterwerfung und Gefühllosigkeit; von musterhafter Beharrlichkeit, aber langsamer Ueberlegung; ein Feind aller

Neuerungen, weil es die Mühe des Nachdenkens und die Ueberwindung der Trägheit scheut. Uebrigens glänzt es im Felde des gelehrten Fleisses, und überall, wo mehr Beschwerden zu tragen, als Hindernisse zu bekämpfen und neue Bahnen zu brechen sind. Das kümmerlichste unter allen ist das

2. hecktische, weil es jenem an Indolenz gleicht, und ausserdem wegen der ihm anhängenden Unregelmässigkeit in den thierischen Lebensverrichtungen durch die unaufhörliche Einwirkung widerwärtiger Reitze beunruhigt wird. Daher schlummern in ihm nicht nur die edlern Neigungen, durch welche das Individuum mit der Gattung zusammenhängt, sondern es reicht auch kaum zu einer vollkommenen Selbst-Erhaltung, noch weniger einen Hausstand zu machen hin, wenn es nicht durch äussere Hülfsmittel seiner Lage unterstützt wird. In allem aber, was es unternimmt, stößt es sogleich an die Schwierigkeiten, und macht aus unwichtigen Dingen grosse Bedenklichkeit, nicht aus Ordnungsliebe, sondern Stumpfsinn und Kleinigkeitsgeist. Der Zorn erscheint in ihm in der Form des Aergers, d. i. als gehinderter Unwille, der nur durch Verzuckungen sich äussern kann; Mitleid und Kummer schweigen in ihm vor der übertäubenden Stimme wirklicher und eingebildeter körperlichen Quaalen. Es ist ungeduldig in Ertragung der kleinen Ungemächlichkeiten des Lebens; peinlich

in der Besorgniß; unentschlossen bis zum letzten Augenblick, weil es ihm eben so wohl an Muth, als durchdachten Grundsätzen fehlt. Sein Antheil an den Wissenschaften ist sehr gering, und seine Religion mehr Cultus, als Glauben; übrigens ist es mehr zur Leichtgläubigkeit, als Zweifelsucht geneigt. Da es gänzlich in die Betrachtung seines Zustandes versunken ist, so läßt sich erwarten, daß es nur Grillenfänger bilde, welche eben so unbrauchbar zu Geschäften, als untauglich zum geselligen Umgang, sich und den Ihrigen das Leben zu einer Folter machen.

Von der Geschlechts-Verschiedenheit.

§. 167.

So wie die Natur durch eine bloß dynamische Verschiedenheit des geistigen Princips, welches in der Vermischung der reinen Intelligenz mit der Sinnenwelt das Mittelglied ausmacht, wodurch beide in einander wirken, Mannichfaltigkeit in die Einheit des menschlichen Wesens gebracht hat, so ist es auch auf einer andern Seite geschehen, wo sie zunächst zwar nur eine Sonderung in gewissen, zur Erhaltung der Gattung bestimmten Organen und ihren Functionen veranstaltete, aus diesen aber eine Ungleichheit sowohl in den physischen und moralischen Anlagen des Individuums, als dem Gebrauch derselben zum Vortheile der Gat-

tung entwickelte, die sich endlich ebenfalls auf lauter graduelle Unterschiede zurückführen läßt.

A. Verhältniß der Geschlechter zu einander selbst.

§. 168.

Dem gemäß findet sich nun in den getrennten Geschlechtern ein Verhältniß wechselseitiger Bestimmung, indem jedes in einer Beziehung dem andern überlegen, und in der entgegengesetzten ihm untergeordnet ist, wodurch beide zu dem vollkommensten Grade der Vereinigung, d. i. einer Gemeinschaft, geschickt werden.

§. 169.

Durch Stärke ward der weibliche Theil dem männlichen, durch Schönheit dieser jenem unterworfen, und beide dieser Vorzüge verlieh die Natur dem Einen, so wie dem Andern in Rücksicht auf den ganzen Umfang ihrer Fähigkeiten; indem der Mann eben so wohl mit seinem Verstande tiefer in das Innere der Dinge dringt, als er durch seinen Muth sich und die ihm zugesellte Gattinn beschützt, das Weib aber nicht weniger durch die Lebhaftigkeit ihres Witzes, als ihre körperlichen Reitze das entgegenstehende Geschlecht vergnügt; und da jede Wirkung in dem Maaße verstärkt wird, als die sie erzeugenden Kräfte in ihren Richtungen sich nähern, so kann man auch sagen:

daß die Natur in Ihm das zu vereinigen gestrebt habe, was sie in Ihr zu vermannichfaltigen, und weil Mannichfaltigkeit als der Grund des Wechsels der Empfindung, das Wesen und den Gehalt der Schönheit ausmacht, gefälliger darzustellen suchte; welches theils dadurch geschah, daß sie in den Bau ihres Körpers mehr die Tendenz nach der Kreisform, als dem reinen Schema höchster übereinstimmender Mannichfaltigkeit legte, und allen ihren Organen eine leichtere Beweglichkeit verlieh; theils daß sie vermittelst eben dieses Mechanismus auch in ihre geistigen Anlagen ein Vermögen schnellerer und vielseitigerer Wirksamkeit brachte, wodurch sie in der Kunst geselliger Unterhaltung sich hervorzuthun fähig gemacht ward.

§. 170.

Allein dieß Verhältniß beider Geschlechter konnte nicht eher eintreten, als bis die Gattung in der Cultur so weit gedieh, daß ihre gegenseitigen Rechte vor dem Eingriffe der Gewalt zu beschützen, und ihre beiderseitigen Anlagen vollkommen genug zur Bildung eines Gleichgewichts zu entwickeln möglich war, d. h. bis aus dem rohen Naturstande eine Gesellschaft von Staats-Bürgern hervorgieng; weil jener zwar die Cultur des männlichen Vorzugs begünstigt, indem er der körperlichen Stärke und Tapferkeit nicht nur eine ungehinderte Ausbil-

dung verstattet, sondern sogar durch die dringendsten Veranlassungen von allen Seiten dazu aufruft, aber die des weiblichen zurückhält, und dadurch eine Ungleichheit des Verhältnisses erzeugt. Denn so wenig ihre körperlichen Anlagen zu derjenigen Feinheit und Biegsamkeit der Organisation da gedeihen können, wo noch keine Kunst rauhe Himmelsstriche in milde umzuschaffen gelehrt hat, so wenig können auch die Fähigkeiten ihres Verstandes den mindesten Fortschritt machen, wenn sie unter einer Gesellschaft von Männern lebt, deren Sprache sehr unvollkommen articulirt, und deren Begriffe äusserst dürftig und unentwickelt sind; oder ihr Geschmack cultivirt werden, wenn in den Umgebungen wilder Natur das Urtheil desselben keinen Gegenstand trifft. Mithin ist es kein Wunder, wenn sie bey dieser Verfassung zu einem blossen Mittel der Befriedigung thierischer Lust herabgewürdigt wird, da sie zu dem Besitz der Vorzüge, welche ihr lediglich den Anspruch auf gleiche Schätzung geben, nicht zu gelangen im Stande ist.

§. 171.

Ausser dem Verlust dieses Anspruchs aber kommt noch dazu, daß der Mann, durch keine fremde Autorität im Gebrauch seiner Willkühr beschränkt, das Recht des Stärkern über sie üben, und auch der in ihr aufkeimenden Menschheit die Achtung versagen kann. So wird sie

unvermeidlich eine Beute seines Raubes, mit der er in jedem Augenblick die geknüpfte Vereinigung lösen, und die er während derselben sammt den von ihr Erzeugten zur Erreichung jeder eigennützigen Absicht in seinem Hausstande gebrauchen darf.

B. Verhältniß beider Geschlechter zur Gattung.

§. 172.

Wird nun aber jener Stand der Wildheit aufgehoben, so tritt das unterdrückte Geschlecht in seine vollen Ansprüche und den Genuß der darauf gegründeten Rechte ein, und hier wird es auch, eben so wie das andre, erst fähig, die Ausbildung der Menschen-Gattung nach seinem Theile befördern zu helfen.

§. 173.

Wenn nämlich der Mann durch Gesetzgebung, Regierung, Industrie, Anbau der Künste und Wissenschaften und öffentliche Erziehung unmittelbar zur Erhaltung und Vermehrung der allgemeinen Glückseeligkeit mitwirken sollte, so ward das Weib durch Leitung der häuslichen Oekonomie, und der die öffentliche vorbereitenden häuslichen Erziehung einen, wenn gleich mittelbaren, doch eben so wesentlichen Beytrag zu derselben zu

liefern angewiesen, weil von der innern Wohlhabenheit der Familien der Reichthum des Staats, und von der ersten Grundlage moralischer Bildung die Rechtlichkeit seiner Bürger vornämlich abhängen.

§. 174.

Beide Geschlechter konnten aber nur im Staate ihre Bestimmung erreichen, weil die meisten jener Veranstaltungen, die Er zum Besten des Ganzen zu treffen hat, erst durch diesen entstehen, und die übrigen, wenn auch ausser demselben vorhanden sind, doch sehr unvollkommen bleiben; Sie aber ohnedem niemals zum freien Gebrauch ihres Willens, und dem Vermögen, ihren eignen Einsichten gemäß über irgend Etwas zu verfügen, gelangen würde. Wenn jedoch bey fortschreitender Cultur der Geschmack ausartet, und Weichlichkeit der Sitten entsteht, so werden sie durch ihn von einer andern Seite beschränkt, indem der männliche Sinn nun in weibische Denkart, das weibliche Zartgefühl aber in Verzärtelung übergeht.

§. 175.

Uebrigens sieht man, daß jedes die Natur zu dem ihm besonders aufgetragnen Geschäft mit den zugehörigen Fähigkeiten verstattet habe, weil zu Allem, was der männliche Theil leisten sollte, mehr physisches und moralisches

Vermögen; zu dem hingegen, was dem Weibe angehört, eine höhere Empfindsamkeit erfordert ward, die sich vorzüglich in einer sorgsamen Obhut auf das körperliche Wohlseyn des in der vollendetsten Organisation erscheinender, und darum den meisten Einflüssen zerstörender Kräfte ausgesetzten Naturwesens, und der liberalsten Entwickelung seiner sittlichen Anlagen offenbaren sollte, welche mit Schonung des heiligsten Menschenrechts innerer Freiheit den allem Zwange entgegenstrebenden Naturtrieb beschränkt.

Das männliche Geschlecht hat durch den Anbau der Künste und Wissenschaften den Grund zur Bildung des weiblichen gelegt; durch Verfeinerung der Sitten aber im Umgange mit demselben das Gegebene in reichem Maaße zurückempfangen. So viel indeß dadurch das zweite Geschlecht zur Cultur des geselligen Geschmacks gethan hat, so sehr hat es durch seine Kunst, die Männer zu beherrschen, ihren Geist getödtet, und in ihre Rechte sich zu setzen gewußt. Andrerseits haben es doch auch diese gegen sich selbst zu verantworten, wenn sie durch ihre Sinnlichkeit verblendet, von dem schwächern Theile sich überlisten ließen. — Die staatsbürgerliche Verfassung hat alle Talente des Weibes erst hervorgehoben, und da-

durch ihr einen persönlichen Werth eingeräumt; zugleich aber auch ihre naturmässige Denkart verfälscht, indem sie durch den ihr eingeräumten Zutritt in die Gesellschaft der Männer die Eitelkeit, an dem Interesse der letztern Theil zu nehmen, geweckt, und das natürliche Bestreben, durch Reitze zu gefallen, in Künste der Buhlerey verwandelt hat. So ist der Sinn dieses Geschlechts von Sorge für Erziehung und Hauswesen auf den Hang zu Zerstreuungen im gesellschaftlichen Vergnügen und der Lectüre gelenkt, und die an sich ihm eigene Anspruchslosigkeit und Frugalität durch Ueppigkeit und Stolz verdrängt worden.

Was die Charactere der verschiednen Lebensalter und Stände in der bürgerlichen Gesellschaft betrifft, so ist das Wesentliche derselben in den Abschnitten von den Neigungen und Gemüthsstimmungen gesagt, und welche von diesen jedem besonders zugehören, angegeben worden. Von dem National-Character aber wage ich es nicht eine Zeichnung zu versuchen; sondern bemerke nur über dessen Quellen, daß mir die vornehmste in einer, von dem ersten Stamm-Paare angeerbten Beschaffenheit der Denkart zu liegen, und alle äussere Verhältnisse, dergleichen Clima, Nahrungsmittel, Regierung u. s. w. ihn nur zu modificiren scheinen; weil die Erfahrung zeigt, daß auswandernde Nationen nach Jahrtausenden bey der größten Veränderung jener Umstände dennoch ihn sehr wenig verändert haben, und daß der Mensch überhaupt, in Einzelnen und Ganzen, bey den mannichfaltigsten Abweichungen seiner Lage, immer deutlich genug den Grundzug seines

Characters hervorschimmern lasse, indem Er mehr die Natur, als sie Ihn sich anzueignen weiß.

Vom erworbenen Character.

§. 176.

Allen den bisher genannten Modificationen des empirschen Characters steht entgegen, und verhält sich zu ihnen, wie ausgebildete, oder eingeschränkte zur gegebenen Anlage der künstliche, oder erworbene Character, auf den man die engste Bedeutung dieses schlechthin gebrauchten Ausdrucks zu beziehen, oder den man auch im Gegensatze von jenem, als der Sinnes-Art, die Denk-Art zu nennen pflegt, weil alle Verschiedenheit in den Urtheilen und Maximen aus der Mannichfaltigkeit der Organisation in Individualisirung der Erscheinungen entspringt, der Verstand aber, durch den er zum Theil bestimmt wird, und immer bestimmt werden soll, als ein Inbegriff allgemeiner Gesetze in allen Menschen unter gleichen Umständen gleich wirken muß.

§. 177.

Da jedoch der Fortsatz und die Begründung, oder die Abweichung von der natürlichen Richtung des Willens eben so wohl von einem blinden Naturmechanismus, als einem eingesehenen, und durch Ideen wirkenden Regulativ abhängen kann, so giebt es einen durch Ge-

wohnheit und einen andern durch Freiheit angeeigneten Character.

§. 178.

In dem größten Theile der Menschen entspringt er aus dem ersten Grunde; in beiden Fällen aber muß er, wie die Erfahrung ihn auch darstellt, unendlich mannichfaltige Gestalten haben, weil theils die äussern Umstände, die jenen bestimmen, theils die Ansichten, von welchen die Anwendung des Einen obersten Gesetzes der reinen und empirisch praktischen Vernunft d. i. der auf ein inneres Princip gegründete empirische Character abhängt, unendlicher Verschiedenheiten fähig sind.

Der letztere in sittlicher Beziehung gedacht, macht ein System von Regeln aus, denen gemäß alle Handlungen des Vernunftwesens einem negativen Grundgesetz, ihrer blossen Uebereinstimmung zu einem allgemeinem Zwecke; in technischer, in wie fern sie dem Princip der ausgebreitetsten Beförderung seiner eigenen und fremder Glückseeligkeit untergeordnet werden. Diese nennt man vorzugsweise Maximen, oder Klugheits-Regeln, und die Klugheit ist demnach nichts weiter, als eine Kunst, das Gleichgewicht zwischen seinen Neigungen zu erhalten, weil darauf die Zusammenstimmung der Bedingungen der allgemeinen und individuellen Glückseeligkeit, und dieser unter sich selbst, beruht.

§. 179.

Der erworbene Character, der über den angebohrenen herrscht, wird dem Menschen theils

durch sich selbst, theils durch Andere gegeben. In jener Rücksicht hängt er ab von der Erziehung, die im Alter der Unmündigkeit der Selbst-Bildung vorangehen muß, und ihm den entscheidenden Ausschlag giebt, weil das Gewohnheits-Gesetz weit mächtiger ist, als die Wirkung der Freiheit Darum wird er auch, in so fern er von diesem abhängt, obgleich durch die Autorität der Vernunft-Herrschaft in jeder Periode des Lebens eben so der Einschränkung fähig, wie er den natürlichen einschränkt, von den Wenigsten auf die ursprüngliche Reinigkeit, (da alle Natur-Anlage in dieser Beziehung gut ist, und dem Sittengesetz wenigstens nicht widerstreitet (§. 162.)) des letztern zurückgebracht.

§. 180.

Dessen ungeachtet scheint er unter verschiedenen Umständen mehr oder weniger in einem Zustande des Schwankens begriffen zu seyn, und theils durch die jedesmaligen äussern Einflüsse und durch sie erzeugte Gemüthsstimmung, theils durch das erregte, oder unterdrückte Bewußtseyn des Sittengesetzes in seiner freien Aeusserung gehindert zu werden. Diese Veränderlichkeit ist in der That aber bloß scheinbar, weil zwar die untergeordneten Maximen, von denen er in besondern Handlungen ausgeht, mit einander in Widerspruch kommen

können, seine Grund-Maxime aber eine und dieselbe bleibt, welche nur, da sie aus einer unübersehbaren Menge dunkler, von dem Subject selbst nicht deutlich erkannter, Bestimmungsgründe zusammengesetzt ist, niemals sich rein darstellen und in einer bestimmten Formel ausdrücken läßt, mithin auch sehr verschieden aufgefaßt werden muß, wenn gleich Jeder, und in jedem Moment der Beurtheilung sie richtig verstanden und ihr gemäß den Character mit einem klaren Blicke durchschaut zu haben wähnt. Folgt man indeß dem Anscheine der Sache, so haben unstreitig alle Temperamente, Geschlechte und Alter mehr, oder weniger Festigkeit desselben, je nachdem in ihnen die Thätigkeit des Lebensprincips einen mehr, oder weniger geordneten Gang nimmt, und daraus eine grössere, oder geringere Uebereinstimmung der empirischen Urtheile entspringt.

§. 181.

Was aber die Kunst, ihn aus dem Aeussern des Menschen zu erkennen, betrifft, so kann zwar bey der Nothwendigkeit der Wechselwirkung zwischen Natur und Freiheit nicht geläugnet werden, daß in jeder Varietät der Organisation auch ein Grund zu einer Abweichung der Denk-Art liegen, und jene in der Nachsuchung diese andeuten müsse. Gleichwohl ist der menschliche Organismus ein aus

so zahlenlosen und künstlich verflochtenen Fäden zusammengesetztes, und in dieser Zusammensetzung so verschiedenartiges Gewebe, daß, da aus dem Einzelnen auf das Ganze niemals mit Sicherheit geschlossen werden kann, von diesem aber hier keine deutliche Uebersicht möglich ist, alle in ältern und neuern Zeiten angestellte Versuche, den Character des Menschen aus der ursprünglichen Construction seines materiellen Wesens, (Kranio-) oder der Bildung, welche er durch eigene Rückwirkung demselben gegeben, (Physio-Gnomick) zu beurtheilen, nichts mehr als Bruchstücke der Erkenntniß liefern, die allerdings eine Spur vorzeichnen, die Wahrheit zu finden, und in so fern nicht nur von pragmatischem Nutzen im geselligen Umgange und Verkehr sind, sondern auch dem Erzieher für die Richtung des sittlichen Characters Anweisung geben; übrigens aber mehr ein Gegenstand edler Unterhaltung, als von Vortheil für die Wissenschaft sind, und wenn sie nicht mit Vorsicht angewandt werden, zu mannichfaltigen Fehlschlüssen verleiten. So weit es indessen für irgend einen gedenklichen Zweck nöthig ist, ihn zu erforschen, offenbart er sich hinreichend durch seine unmittelbaren Aeusserungen, wenn man denselben in Abwechselung der Situationen, besonders da, wo er der Verstellung am unfähigsten ist, oder sich am meisten unbemerkt

zu seyn dünkt, beobachtet; was Jeder thun wird und thun kann, dem in eigennütziger Absicht, oder um des Andern Wohlfahrt willen einen Character genau zu prüfen angelegen ist. Denn die Natur befindet sich in einem zu ungleichen Kampfe mit der Freiheit, daß nicht sie in der Regel das Uebergewicht haben, und das Bemühen, seine Schwächen zu verbergen, welches in den meisten Fällen nicht anders, als durch einstweilige Ablegung derselben geschehen kann, immer nur sehr kurze Zeit glücklichen Erfolg haben sollte.

Jedoch sind Mienen, wo nicht eine erdichtete Darstellung, oder absichtliche Zurückhaltung von Empfindungen zum Grunde liegt, ein, der Gewißheit sehr nahe liegendes Kennzeichen der jedesmaligen Affecten, und der Gemüths-Stimmung überhaupt.

Vierter Abschnitt.

Von dem Character der Menschen-Gattung.

§. 182.

Der Mensch überhaupt betrachtet soll sich aus dem Zustande roher Thierheit zur Herrschaft des Vernunft-Gesetzes erheben. Da nun durch dieses die Neigungen aus dem Kampfe gezogen werden, in welchem sie in Beziehung auf ihr eignes, oder ein fremdes Subject vom Natur-Instinct gegeben erscheinen, d. i. eben so wohl eine allgemeine, äussere Freiheit der Gattung, als eine innere des Individuums zu Stande gebracht wird, so kann man auch sagen: er sey bestimmt, aus dem Zustande, wo er seiner Freiheit in Beziehung auf Andre uneingeschränkten Gebrauch verstattet, oder als völlig isolirtes Individuum lebt, in den einer wechselseitigen Abhängigkeit derselben, d. i. eines dynamischen Vereins, oder einer Gemeinschaft mit den übrigen, zu seiner Art gehörigen, Wesen zu treten.

§. 183.

Auf diese Bestimmung zeigen alle seine körperlichen und geistigen Anlagen, die Bedingungen, von denen ihre Entwickelung abhängt, und der Gebrauch, welchen er von denselben

machen soll, hin. Denn, was erstens jene betrifft, so ist er dadurch hinlänglich von allen übrigen Thiergattungen unterschieden, und zu einem Endzweck, welcher über das Individuum hinausreicht, angewiesen, da das Organ seines Kunst-Triebes, wenn auch ihm nicht eigenthümlich, doch allein in der Verbindung seiner übrigen Organe nicht bloß der Betastung, sondern der mannichfaltigsten und zusammengesetztesten Verrichtungen fähig ist. Sprache und Vernunft-Fähigkeit aber sind an sich sein ausschliessender Besitz, indem es den andern Thieren zwar nicht an den Werkzeugen des erstern, aber dem innern Vermögen fehlt, worauf eine articulirte Sprache, von der hier nur geredet wird, beruht, Vorstellungen nach Verstandes-Gesetzen zu verknüpfen; und Vernunft eben um deßwillen auch ihnen nicht zugeschrieben werden kann, weil sie ohne den Gebrauch jener selbst im Menschen sich niemals entwickelt.

§. 184.

Diese Eigenthümlichkeiten werden aber erst bey geselliger Verbindung desselben, oder wenigstens in einem ausgezeichneten Grade nur iu dieser sichtbar, wie von den Kunst-Anlagen und dem Sprach-Vermögen an sich klar ist, von der Vernunft-Fähigkeit aber dadurch erwiesen werden kann, daß diese, wenn auch an

sich (ohne Handlung) einen Werth hat, dieß doch nur ein eingebildeter ist, der allein in der gegenseitigen Beziehung vernünftiger Wesen und ihrer Uebereinstimmung zu Einem Zweck der Sittlichkeit und Glückseeligkeit ein wirklicher wird.

§. 185.

Ob nun gleich in diesem Zustande die Glückseeligkeit des Individuums eingeschränkt wird, in wie fern Niemand den Naturtrieb in allen seinen Forderungen und durch die Unterdrükkung fremder Freiheit befriedigen darf, so ist doch von andern Seiten betrachtet dieselbe nicht nur gesichert, sondern auch erweitert, da Jeder ebenfalls vor der Beeinträchtigung im Genuß seiner Rechte dadurch geschützt ist, und die Mittel, das Leben annehmlich zu machen, mit steigender Cultur in's Unendliche sich vermehren. Was aber die geheimen Machinationen, durch welche Neid, Mißgunst und Eifersucht den Saamen der Zwietracht ausstreuen, betrifft, so sind sie allerdings ein eben so bitteres, als gefährliches Gift, das aber nicht im Staat erst sich erzeugt, wenn gleich ausser demselben die offene Fehde erlaubt ist, weil sie auch dort von der List als die geschicktesten Mittel feindseeliger Absichten gebraucht werden, und hier nur eine Ver-

anlassung mehr, zu entsi: hen finden, so wie sie mit grösserer Scharfsichtigkeit in Anlage und Ausführung begleitet sind. Je mannichfaltiger und freier jedoch die Gewebe der Bosheit werden, desto weitere Fortschritte macht auch die Kunst, durch kluge Mässigung und genaue Aufmerksamkeit sie zu entdecken und zu umgehen.

Inhaltsanzeige.

Einleitung. Seite 1

Erstes Hauptst. Von der Vermischung der reinen Vernunft mit der Sinnlichkeit in der Natur des Menschen überhaupt.

Erster Abschn. Von der Möglichkeit dieser Verbindung und dem Wechselverhältniß ihrer beiden Bestandtheile. 7

Zweiter Abschn. Von den organischen Werkzeugen derselben. 14

Zweites Hauptst. Von der reinen theoretischen Vernunft, in so fern sie durch das Vermögen der Anschauungen bestimmt wird, d. i. dem menschlichen Erkenntniß-Vermögen.

Erster Abschn. Von dem Anschauungs-Vermögen in der engsten Bedeutung. 23

Zweiter Abschn. Von den bestimmten Fähigkeiten des äussern Sinnes. 25

Dritter Abschn. Von der productiven Einbildungskraft. 29

Wirkungen des willkührlichen §. 27-34. des unwillkührlichen Dichtungsvermögens §. 35-57. Natürlicher Gemüths-Zustand dieser Art, der Traum §. 36-38. Widernatürliche, und zwar vorübergehende: Rausch §. 39. Eckstase §. 40. 41. Fieberhitze §. 42. und die verschiedenen Gattungen der vorzugsweise sogenannten Gemüths-Krankheiten §. 43-48. oder fortdauernde: Schwärmerey §. 49-53. Träumerey §. 54-57.

Vierter Abschn. Von der reproductiven Einbildungskraft. 65

Willkührliche §. 62-74. unwillkührliche Function derselben §. 75. 76.

Fünfter Abschn. Von dem Antheile des Verstandes an den Wirkungen des Erkenntniß-Vermögens. 79

Sechster Abschn. Von den individuellen Fähigkeiten im Erkenntniß-Vermögen, oder den Talenten. 86

Siebenter Abschn. Von der Sprachfähigkeit des Menschen. 91

Achter Abschn. Von dem durch Verstandes-Gesetze bestimmten Lust-Gefühl, oder dem Kunst-Sinn. 95
Verhältniß des Schönen zu verwandten Begriffen §. 106. der schönen, oder freien Künste zu den mechanischen und unter sich selbst §. 107-109.

Drittes Hauptst. Von der reinen praktischen Vernunft, in so fern sie durch Empfindungen bestimmt wird, oder dem menschlichen Willens-Vermögen. 110

Erster Abschn. Von den allgemeinen Richtungen des empirischen Willens, oder den Neigungen. 111
Neigung zum Eigenthum §. 123-125. zur Freiheit und Herrschaft §. 126-128. zur Ehre §. 129-133.

Zweiter Abschn. Von den Triebfedern der Neigungen, oder den Empfindungen in engerer Bedeutung. 128
Affecten im Allgemeinen betrachtet nach ihren Quellen und Unterschieden §. 136-140. Gattung der rein angenehmen §. 142. der rein unangenehmen §. 143-145. der vermischten §. 146-149. Gemüths-Stimmungen §. 150-153.

Dritter Abschn. Von den besondern Richtungen des menschlichen Willens, oder dem persönlichen Character. 144
Natürlicher Character des Temperaments; §. 155-166. Temperamente der Stärke §. 163. 164. der Schwäche §. 165. 166. des Geschlechts §. 167-175. Erworbner §. 176-181.

Vierter Abschn. Vom Character der Menschen-Gattung. 171

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wenzel, Ernst

Grundzüge einer pragmathischen Anthropologie

Göttingen 1807

Ph.sp. 937
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10044759-4